

Janina Michl

Das Lechzen meiner Hoffnung

„Das Einzige, was den Menschen noch von der Maschine unterscheidet, ist, dass die Maschine funktioniert.“

(Jens)

Meine Tage sind begleitet von diesem Piepsen.

Der Apfel, das Fruchtmüsli mit Beeren, die Biomilch von Rewe.

Ich lege den Löffel neben die Schüssel, stelle das Glas Wasser zum Messer; so symmetrisch und akkurat wie nur möglich. Die Handgriffe sind sorgfältig gewählt und einstudiert. Stoische Ruhe durchzieht das Schauspiel am Frühstückstisch, wie Nebel in der Feuerlinie. Zwischen jeder Geste liegt ein unauffälliger Blick versteckt, den ich zur Mutter rüberwerfe. Die blättert in der Morgenzeitung und tut, als würde sie es nicht bemerken. Die gegnerische Front bleibt defensiv.

Mutter hat ihr Brot längst aufgegessen, den Kaffee getrunken und steht trotzdem nicht auf. Sie wirkt versunken, aber das nehme ich ihr nicht ab. Hochmut kommt schließlich vor dem Fall.

Als die Flocken schon in der Milch baden und der Apfel zerteilt ist in zwölf exakt gleich große Stücke – da schreit mein strategisches Kalkül nach einer Planänderung.

Also rücke ich den Stuhl so beherrscht wie möglich nach hinten und ignoriere das Zittern in meinen Beinen. Dann halte ich mich gedeckt im Wohnzimmerorden Richtung Klo. Mutter sieht hoch, Blicke kreuzen sich. Die Deckung ist aufgefliegen. Ihre Augenbraue wandert gefährlich weit nach oben und verschwindet irgendwann unter

Marita Bagdahn

Von Täuschungen und Tarnkappen

26 Buchstaben besitzt die deutsche Sprache; hinzukommen Sonder- und Umlaute und die Satzzeichen. Verglichen mit japanischen oder chinesischen Schriftzeichen, ist das nicht sehr viel. Doch diese überschaubare Anzahl von Lauten und Zeichen genügt im Normalfall für unsere mündliche und schriftliche Verständigung. Und dort, wo sie nicht ausreicht, gibt es Sonderformen wie die Gebärdensprache, die Blindenschrift.

Mit Sprache ist es möglich zu kommunizieren, Menschen zu informieren, zu unterhalten. Aber auch zu verunsichern, zu ängstigen, zu erzürnen, zu manipulieren, bewusst in die Irre zu führen. 26 Buchstaben - auch um zu tarnen und zu täuschen, um Tarnnetze daraus zu flechten.

Was ist Tarnung? Es ist Camouflage, Maskierung, Verhüllung, Vermummung, Verschleierung. Wann aber tarnt Sprache? Wie macht sie es? Und warum tarnt Sprache bzw. der Sprecher?

Lassen wir die ungeheuerlichen Sprachschöpfungen der Nationalsozialisten - wie zum Beispiel die „Judenfrage“, die „Konzentrationslager“, die „Endlösung“ - einmal beiseite, so stoßen wir im Alltagsleben auf genügend Beispiele für sprachliches Verschleiern, auf Phrasen und Floskeln.

Schon vor vielen Jahren stieß ich in einer Veröffentlichung auf das „automatische Schnellformuliersystem“ eines angeblichen EU-Beamten. Dieses System, mit einem Augenzwinkern zu nutzen, besteht aus einer Liste von dreißig „sorgfältig ausgesuchten Schlüsselwörtern“. Mit ihrer Hilfe werde ich beim Formulieren unschlagbar und gleichzeitig undurchschaubar.

Da wimmelt es von konzentrierten, integrierten, permanenten, systematisierten, funktionellen, ...

Führungs-, Koalitions-, Wachstums-, Aktions-, Übergangs- ...

- strukturen, - flexibilitäten, -konzeptionen, -phasen, -problematiken, -kontingenzen ...

Die Worte und Teile können beliebig kombiniert und in jedem Lebensbereich eingesetzt werden. Welch ein praktisches Hilfsmittel für alle, die viel reden müssen, aber nichts Konkretes sagen wollen.

Wie schön kann ich mit solch einer *Phrasendreschmaschine* den Anschein erwecken, als sei ich fachlich versiert, in Wirklichkeit aber nichts als meine Unwissenheit oder Unsicherheit verbergen. Ebenso drücke ich mich damit geschickt davor, etwas Konkretes von mir zu geben. Klare Punkte und Ziele, an denen zum Beispiel Bürger und Wähler Politiker messen könnten.

Gerade Politikern wird oft vorgeworfen, dass sie viel reden und nichts sagen. Da geht es um „konzentrierte Organisationstendenzen“, „progressive Aktionsstrukturen“ und, nicht zuletzt, um „*alternativlose* Übergangsphasen“. Aufgeblasene Luftballons, die mit lautem Knall zerplatzen, sobald man mit der Nadel hinein sticht, von denen nichts als Luft und die leere Hülle übrig bleibt.

Doch auch wer tatsächlich Informationen weiter geben will, kann sie auf unterschiedliche Weise formulieren. Er kann sie in einfache verständliche Sätze packen – oder er wählt bewusst komplizierte Satzstrukturen und Fremdworte, die nicht jeder versteht. Derart verschleiert, vermitteln die Aussagen den Eindruck von besonderer Wichtigkeit, schenken dem Verfasser den Nimbus von Gelehrtheit. Selbst wenn es sich um einen eher banalen Inhalt handelt.

So fragt der Kommunikationspsychologe Friedemann Schulz von Thun in einem seiner Bücher u.a.: *Was ist Verständlichkeit?* Er präsentiert die *Einfachheit* und die *Kompliziertheit* als Personen, und beide stellen sich dem Leser vor. Die *Kompliziertheit* lässt er – als negatives Beispiel - sagen:

„Mein Name, welcher sich als kontradiktorischer Gegensatz zu dem soeben vorgestellten Gegenpol ergibt, subsumiert all jene stilistischen Charakteristika, die die Rezeption auf der Wort- und Satzebene behindern, wobei extrem verschachtelte Satzkonstruktionen ebenso wie die multiple Verwendung von Fremd-, Fach- und sonstige esoterischen Wörtern zu einem (nicht selten auch Prestigezwecken dienenden) hochelaborierten Sprachmuster auf meist hohem Abstraktionsniveau beitragen.“¹

Will sagen: Ich liebe es, mich kompliziert und unverständlich auszudrücken, und die anderen sollen ruhig zu mir aufschauen.

Verschleiert – oder einfach nur aufgeblasen?

Ich für meinen Teil bewundere Menschen, die komplexe Sachverhalte klar und einleuchtend darstellen können. Nicht umgekehrt.

Auch schätze ich Gesprächspartner, die nicht ständig das kleine feine Wörtchen *man* (oder „genderfreundlich“ auch *frau*) benutzen, wenn sie *ich* meinen. Wie oft versteckt sich jemand hinter diesen drei Lettern - wie das kleine Kind, das die Hände vors Gesicht hält und glaubt, nun sei es nicht mehr zu sehen.

Da heißt es: „Man wird ja wohl noch fragen dürfen, oder?“ anstatt: „Ich werde ja wohl noch fragen dürfen, oder?“

Will ich etwas Allgemeingültiges sagen, etwas, das für die meisten von uns gilt, kann ich das Wort *man* ohne Weiteres benutzen. Geht es aber tatsächlich um mich persönlich, um meine Meinung, meine Befindlichkeit oder Ähnliches, sollte ich so offen und ehrlich sein und *ich* sagen.

¹ Zitat aus: Schulz von Thun, Friedemann, *Miteinander reden 1, Störungen und Klärungen, Allgemeine Psychologie der Kommunikation*; Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Reinbek, Okt.1981, 605. – 634. Tausend; S. 143

Wenn ich wutschnaubend speie: „Man könnte sich darüber ärgern!“, weiß jeder, dass ich meine: „*Ich ärgere mich darüber!*“ Warum sage ich es nicht klar und deutlich? Mein Gegenüber sieht mich doch sowieso hinter meinen vorgehaltenen Kinderhändchen.

Was aber ist mit der Augenwischerei, die Politik, Wirtschaft und Werbung betreiben, wenn sie „umweltfreundliche“ Autos anpreisen? Wir Wähler und Verbraucher sollen eingelullt werden in unserer Illusion, der Umwelt nicht mit jedem gefahrenen Autokilometer Schaden zuzufügen. Es gibt keine *umweltfreundlichen* Autos, sie belasten Mensch und Natur immer mehr oder weniger stark: Bei ihrer Produktion, bei der Auslieferung zum Kunden, ob per Schiff oder per Lkw, bei ihrem eigentlichen Zweck, wenn wir mit ihnen durch die Straßen fahren oder im Stau stehen, und zu guter Letzt auf ihrem Weg zur Verschrottung.

Dass es in diesem Zusammenhang nur hilft, wenn wir so oft wie möglich auf das Auto verzichten, auf den öffentlichen Nahverkehr umsteigen, oder auf die viel gescholtene Bahn, das Fahrrad, die eigenen Füße, das wird geflissentlich verschwiegen. Hier soll unser bequemer westlicher Lebensstil betoniert werden, damit es die Automobilindustrie stärkt und die dortigen Arbeitsplätze sichert.

Um kein falsches Bild von mir abzugeben: Auch ich fahre Auto und möchte nicht ganz darauf verzichten. Aber ich wehre mich gegen den Anschein, als seien unsere Autos, auch die mit der neuesten Technologie, kein Problem für die Umwelt.

Um im Bereich Berufs- und Arbeitsleben zu bleiben: Hier heißt „jemanden freisetzen“ beschönigend nichts anderes, als die Person zu entlassen. Da wird ein hartes persönliches Los sprachlich in glitzerndes Geschenkpapier gepackt.

Und dann bekommt der (oder die) so „Freigesetzte“ ein Arbeitszeugnis mit auf den Weg, das größtenteils aus einer Reihe von Standardfloskeln besteht. Was sich so schön und lobend anhört, kann versteckt eine herbe Kritik an den Leistungen des Arbeitnehmers bedeuten.

Steht in seinem Arbeitszeugnis „Er hat sich stets bemüht, die an ihn gestellten Anforderungen zu erfüllen“, ist das, trotz der schönen Worte, eine schlechte Beurteilung.

Der Satz bedeutet nämlich nichts anderes als: „Er hat sich zwar bemüht, aber ohne Erfolg.“

Auch „die Aufgaben zur vollen Zufriedenheit erfüllt zu haben“ ergibt in Schulnoten ausgedrückt nur eine Drei, ein *Befriedigend*.

Es muss „stets“ oder „immer“ oder „jederzeit“ gewesen sein. Und erst, wenn er die Anforderungen „stets zur vollsten Zufriedenheit erfüllt“ hat, bestätigt das dem ehemaligen Mitarbeiter eine exzellente Arbeit.

Im Zeitalter der allgegenwärtigen Medien und des Internets kann sich jeder Betroffene schnell selbst informieren, was sein Arbeitszeugnis in Wahrheit aussagt – und ggf. versuchen, sich dagegen zu wehren.

Warum aber wird noch immer an diesen Formulierungen festgehalten, an Formulierungen, die allesamt positiv klingen, zum Teil aber etwas ganz Anderes aussagen? Warum haben sich diese verschlüsselten Hinweise der Personalleiter eingebürgert und halten sich noch immer? Warum hat das Bundesarbeitsgericht in Erfurt diese Praxis im Herbst 2014 wieder bestätigt?

Wollen die Personalleiter dem betreffenden Arbeitnehmer Honig um den Bart schmieren und so tun, als wünschten sie ihm weiterhin alles Gute und Erfolg? Wollen sie nicht, dass er mit einem *ausgesprochen* schlechten Zeugnis vor Gericht zieht?

Oder gibt es möglicherweise noch andere Gründe? Brauchen wir Menschen gar „das Positive“, das Erträgliche für unser Zusammenleben?

Ertragen wir die nackte Wahrheit nicht? So wie es eine alte rabbinische Geschichte von der Wahrheit und dem Märchen erzählt:

Die Wahrheit ging durch die Straßen, ganz nackt, und niemand wollte sie kennen. Da traf sie das Märchen, bunt und geschmückt in vielen Farben, und von den Menschen geliebt. Das Märchen gab der traurigen Wahrheit von seinen bunten Kleidern und seitdem gingen sie zusammen, die Wahrheit und das Märchen ...

Aber *tarnt* ein Märchen die Wahrheit?

Um etwas zu tarnen, muss ich es geschickt verpacken, so dass es nicht sofort sichtbar, nicht leicht erkennbar ist. Eine Tarnkappe in Märchen und Mythologie macht unsichtbar. Sie zaubert scheinbar eine Person weg, niemand kann sie sehen, obwohl sie tatsächlich aber noch da ist. Im wahren Leben trägt ein Infanteriesoldat seine grün-braun gemusterte Uniform, damit er in der Natur, im Wald, im Gelände mit dem Hintergrund optisch eins wird, und damit nicht so schnell zu erkennen ist. Das Auge des Betrachters wird getäuscht, die Muster und Farben der Uniform spielen mit seiner Wahrnehmung. Nichts anderes macht das Chamäleon, wenn es sich mit seiner Farbe dem jeweiligen Hintergrund anpasst. Es ist ein reiner Selbsterhaltungstrieb, damit der Feind es nicht entdeckt.

Wenn im Märchen *die Wahrheit* anschaulich, eindringlich, bildlich eingebettet ist, verkleidet als schön-schaurige Geschichte mit einem guten Ende, dann ist das keine bösertige Täuschung. Dann ist es eine Jahr- und Jahrhunderte alte Methode, mit den archaischen Bildern, Symbolen und Figuren unser Innerstes zu erreichen, um uns Zuhörern eine Identifikation, eine Erkenntnis, eine Lösungsmöglichkeit in einer bestimmten Lebenssituation aufzuzeigen. Ein Märchen verkleidet die Wahrheit, die Weisheit unserer Menschheit, damit wir uns überhaupt darauf einlassen können, bereit sind, sie anzuhören. Märchen machen die Wahrheit, die Weisheit unserer Vorfahren erst anschaulich, annehmbar und verständlich.

Märchen sprechen in einer Symbolsprache zu uns. Symbole verschleiern und verstecken nicht, sondern bringen etwas auf den Punkt, bieten es in kompakter bildhafter Form dar. Sie erreichen nicht unseren Intellekt, nicht das lineare, logische Denken, sondern

Sprache und Tarnung

unser bildhaftes, phantastisches und kreatives Denken, das in der *anderen* Hirnhemisphäre wohnt - bei Rechtshändern in der rechten, bei Linkshändern in der linken. Dort, wo böse Hexen und Zauberer, gute Feen und hilfreiche Geister zu Hause sind. Dort, wo es Tarnkappen gibt, die unsichtbar machen.



Alfred Becker

Radschluss

Ich erinnere mich an eine Lehrerfortbildung auf Norderney (nach 1990), bei der es um „Moderne religiöse Kunst“ ging. Die Insel ist ein verlockendes Ziel, aber das Thema? Na, schau'n wir mal.

Joseph Beuys, Filz und Fett, Metall und *Hasenpfote*, Blut und Knochen. Die Kunst des Kündens. Selbstverliebt, am Fensterkreuz gekreuzigt. Das Kreuz als Festlegung des Schicksals, als Kreuzung der Kraftfelder, Mann und Frau, der unteren und der kosmischen Welt ... Beuys, der Schamane, Wahrer unseres kulturellen Erbes; mittels Filz und Fett, Metall und *Hasenpfote*, Blut und Knochen.

Alfred Hrdlicka, der selbsternannte Ultrastalinist, bekennender Atheist. Sein an Leonardo angelehntes Abendmahlbild „Santa Maria delle Grazie - Leonardos Abendmahl, restauriert von Pier“ entartet – Pardon, politisch korrekter: ... gerät zur Sex-Orgie homosexueller und onanierender Jünger.

„Hinreißend“, meinen die Birkenstock-Jüngerinnen, „einfach umwerfend!“ Wunschdenken?

Martin Kippenberger schuf die Skulptur eines gekreuzigten Frosches mit herausgestreckter Zunge und Bierkrug. Die Kollegin mit Doppelnamen und Birkenstock entdeckt einen tieferen Sinn, eine Botschaft: „Die Amphibien sind das stammesgeschichtlich älteste Taxon der rezenten Landwirbeltiere. Am Anfang war das Wort. Christus lebt in beiden Welten. Da passt der Frosch!“ befindet sie.

„Und das Bier?“

„Das Bier im Hier“, grinst sie. „Damit solidarisiert er sich mit den Schwachen, die sich keinen Wein leisten können. Und mit den Frauen und den Kindern.“

„OK, aber warum Bier?“ will ich wissen.

„Weil der Brauerstern ein Hexagramm ist. Und das ist ein gnostisches Symbol, das die Vereinigung Christi und der Sophia, das heißt die Vergöttlichung des Menschen, symbolisiert.“ Soviel Humor hätte ich ihr nicht zugetraut. Und auf die Frage, weshalb der Davidstern ein Hexagramm ist, verzichte ich. Nicht mein Bier!

Das Geschwafel, das Hineininterpretieren, wo m. E. nichts gemeint und nichts zu erkennen war, ging mir so auf den unheiligen Geist, dass ich als Kontrastprogramm zur obligatorischen Morgenandacht (mit ökologisch-sozialpolitischen Inhalten) am letzten Abend eine "alternative Abendandacht" inszenierte.

Ich hatte während einer Zigarettenpause vor der Tür des Hauses mit Blick auf mein dort geparktes Fahrrad einem Mitleidenden gegenüber angemerkt, dass ich jenes Vorderrad ebenso gut zum Gegenstand religiöser Kunst erklären könnte.

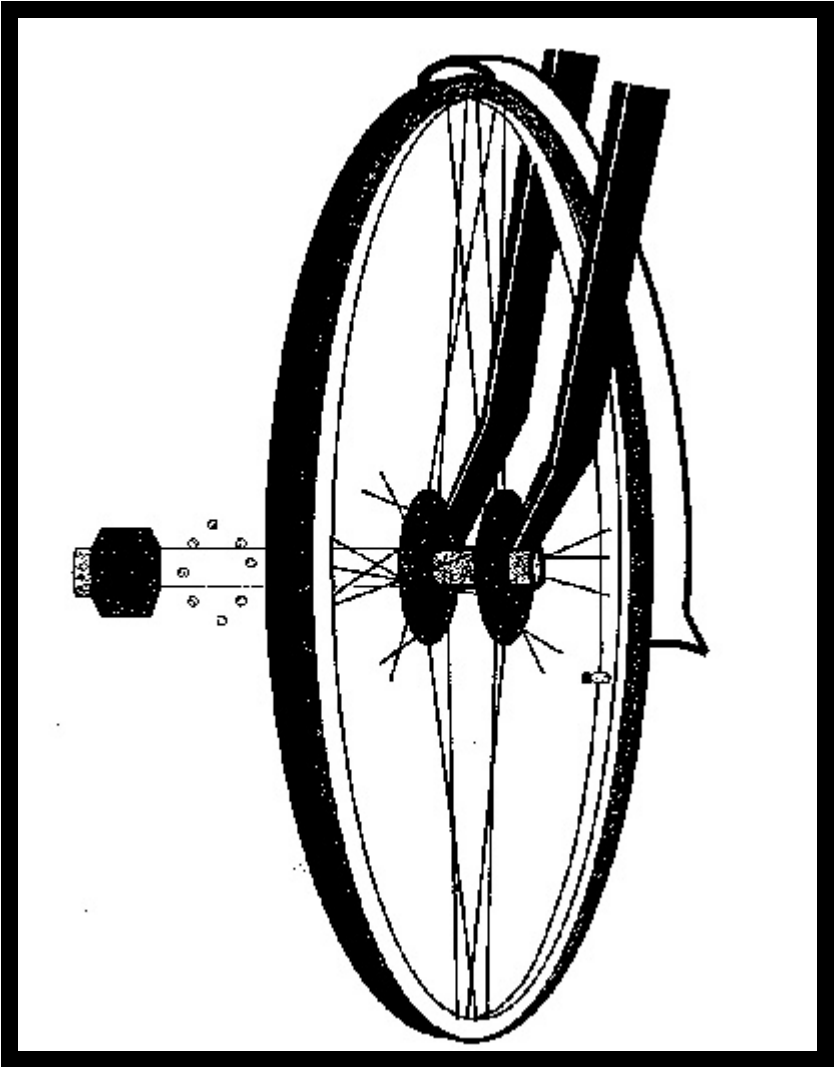
"Mach doch!" bekräftigte er. „Ich fertige das Altarbild, so wie Du es haben willst. Eine Ikone, quasi als Kontrast.“

Quo Vadis ?

Liebe Brüder und Schwestern, im Folgenden LBS genannt, als bescheidener Dank an unsere Sponsorin, die LandesBauSparkasse, welche die heutige Andacht so uneigennützig gefördert hat. Politisch korrekt sollte es LSB heißen, aber der LandesSportBund konnte uns keine Mittel zusagen.

Die Ikone, LBS, der unsere heutige Betrachtung gilt, trägt den fragenden, suchenden, sagenden Titel „**Quo vadis?**“.

Unerforschlich sind Gottes Wege. Wissen wir wirklich, wer uns führt, was es ist – das da **vor** mir, dessen Spur ich zu folgen **habe**, ich folgen **muß**, ohne Anfang, ohne Ende, stets wiederkehrend? Lenkt **es** unseren Weg, oder bestimmen wir selber unseren Pfad? Was also ist es, das bewegt, bewegend **uns** bewegt, ungebremst zum Ziele rollt oder uns straucheln lässt, so sehr wir uns auch abstrampeln? Schaut her, LBS, schaut diese liebliche Ikone! Schaut und erschauert!



Es ist das Vorderrad unseres Fahrrades, das somit vom Gefährt hier zum Gefährten wird. Habt ihr je dankend dieses himmlischen Radschlusses gedacht?!

Nein, ganz gewisslich nicht! Weshalb denn nach unten schauen, wo Ihr doch die da oben seid? Weil Ihr vorausschauen müsst, sagt Ihr. Weil Ihr Verantwortung habt, glaubt Ihr. Da sitzt Ihr nun, Ihr Heuchler, in Euren bequemen Sätteln und haltet Euch an Euren Lenkern fest und glaubt, dass Ihr lenkt. Ihr glaubt, dass Ihr den Weg, Euren Lebensweg, bestimmt und schaut – wenn überhaupt - verächtlich auf das Rad hinab. Ja, *hinab*, als sei es das Selbstverständlichste auf der Welt. Aber was wäret Ihr ohne dieses Rad? **Radlos!** Es gäbe keine Bewegung, kein Voran, kein Hinan. Lesen wir doch in dem Buch der Sprüche 8,13 und 14 ach so richtig die Worte: „*Die Furcht des HERRN haßt das Arge, die Hoffahrt, den Hochmut und bösen Weg ... Mein ist beides, Rad und Tat...*“ Allein schon die Fahrt auf dem Hofe, die Hof-fahrt, ist arge Tat. Wie arg aber erst, wenn Ihr mit Seinem Rad auf den bösen Weg abfahrt?

Ihr seht nun, ohne Rad und Tat ginge es mit Euch bergab. Hinab in den Sumpf, hinab in den Pfuhl der Sünde.

Lasst uns nun dieses wirkmächtige Rad, dieses scheinbare Produkt einer sich selbst organisierenden Materie, dieses Alpha und Omega unseres Lebenspfades, abgebildet auf dieser ehrwürdigen Ikone, einmal näher betrachten. Seine untere Peripherie berührt die Tangenten unseres ureigenen Lebenspfades, während seine obere

Peripherie sich, einem Regenbogen gleich, unter dem Himmel wölbt, hier versinnbildlicht durch das Schutzblech.

Schutzblech! Genau das ist es! Das ist es wahrhaftig! Ein blecherner Schild, der uns schützt, der uns beschirmt vor dem Schmutz, dem Schlamm, dem Abschaum, vor all dem, was unseren Pfad besudelt?! Und doch verbindet es Himmel und Erde, gleich dem Erlöser, der, aus den Wolken kommend, zur Erde herabstieg und sich erniedrigte, nur um Dich aus dem Morast der Erbsünde zu erretten.

Wie Ihr aus früheren Andachten wisst, LBS, enthüllt eine Ikone ihre Aussage in drei Hierarchien. Und so wollen wir dieses Rad nun betrachten, wie man es auf der Ebene der *ersten Hierarchie* zu erkennen vermag.

Woran erinnert Euch sein gleißendes Rund, ohne das der Pfad kein Voran, der Weg kein Ziel hätte, das weder Anfang noch Ende kennt, in dem das Alpha und Omega des Okzidents mit dem Ying und Yang des fernen Orients so geheimnisvoll verschmelzen? Ich gehe wohl nicht zu weit, wenn ich in diesem makellosen Rund des Reifs die strahlende Aureole erkenne! Es ist der Nimbus des HERRN! Sein Strahlenkranz! Seine Gloriole!

Und der Reif! Welche Tiefe, welches Profil! Und eben diese *drei* Millimeter Profil sind es – die *Drei* der heiligen *Dreifaltigkeit* –, die Dich auf Deinem Weg nicht ausgleiten lassen. Wenige Millimeter SEINES Profils genügen, um Deine fast 2000 Millimeter im Lot zu halten!

Doch weit mehr noch enthüllt diese erste Ebene:

40 Speichen entspringen einem Zentrum, dem Dreh- und Angelpunkt und *tragen* den *circulus crucis*, wobei jeweils **4** einander – scheinbar zufällig – entgegen geordnet, das Kreuzessymbol bilden. **10** Kreuze sind es also, die, aus 40 Speichen gebildet, wegweisend in alle Richtungen zeigen. Wer denkt da nicht an die universell gültigen **10** Gebote? Wer denkt nicht an den Segen *urbi et orbi*, wobei *urbs* für Rom und *orbis*, für den Erdenkreis steht. Das ist, weltumfassend gesehen, die makrokosmische Überhöhung von Nabe und Rad.

Doch weit mehr enthüllt diese erste Ebene, auf der wir unsere Ikone betrachten:

Auch die **40** Speichen sind ein Symbol, das augenfälliger nicht sein kann! Nach **40** Speichen endet die Drehung des Rades, um den Zyklus mit der **1.** neu zu beginnen. Diese **1** steht für den Anfang, denn „*Am Anfang war das Wort*“, aber die **40** steht für Zeit und Raum, für die Dauer des langen und beschwerlichen Weges, auf dessen Ende ein Neuanfang folgt, nicht selten begleitet von jenem Wort, das am Anfang war.

40 Tage dauert die alles zerstörende Sintflut, danach ein klarer Neuanfang, Noah als Existenzgründer.

40 Jahre wandern die Hebräer unter Moses durch die Wüste, und aus dem wilden Haufen entlaufener Nomaden ist das Volk Israel geworden.

40 Tage blieb Moses auf dem Sinai, um dann die kalbsanbetende Horde unter das Wort, unter das Gebot zu stellen. Gleich ihm kam Jesus, der Zimmermann aus Nazareth, nach

40 Fastentagen als Rabbi aus der Wüste zurück, der dann der Menschheit sein Liebesgebot verkündigt.

40 Tage mystischer Existenz liegen zwischen Auferstehung und Himmelfahrt, **40** Tage, die aus dem irdischen Jesus den himmlischen Christus werden ließen. Und ...

40 Jahre bestand die DDR, eine Ruine selbst angemaßter Auferstehung. Doch am nun neuen Anfang steht das Wort von den blühenden Landschaften.

Hier im Bild, wo wir, LBS, das Rad aus einer eher seitlichen Perspektive sehen, transformieren sich die Speichen in diesem Kontext zur Mandorla, der ovalen Gloriole, die traditionell nur Ihn und die Jungfrau kennzeichnet. Wären sie tangential angeordnet, erblickten wir Joseph Beuys' „Sonnenkreuz“; aber so wie sie sind, formen sie sich jedoch zur Dornenkrone, zur Krone, in deren Zentrum – unbeweglicher Mittelpunkt, doch sich selber um sich selbst drehend – die Nabe ruht, ruht und rollt, rollt und ruht. Und wirkmächtig wirkt sie, denn in der Ruhe liegt die Kraft!

Doch was, LBS, erkennt die *zweite Hierarchie*? Wer von Euch schon einmal in einer Krisensituation steckte, weil es kein *Voran* auf seinem Lebenspfad mehr zu geben schien, wer – weil er nicht auf der Strecke bleiben wollte – mit gnostischem Eifer in das Geheimnis der Nabe einzudringen suchte, dem brauche ich nicht zu sagen, was sie uns existential sein will, - nein, existential *ist*! Ihr Zentrum, das uns bislang apokryph oder mystisch erschien, offenbart sich als die „unbewegte Achse an sich“. Diese Gebärerin von Werden, Sein und Vergehen, ist selbst geboren aus dem Dualismus von je einer Ur-

Mutter zu beiden Seiten der Gabel und wird dort in scheinbar verschrobener mütterlicher Liebe gehalten.

Sie, die Achse, ist Garant eures Lebensweges (- **sie** – liebe Schwestern; bemerkt das weibliche „sie“), sie ist das Letztendliche, um das alles Sein, alles Werden und Vergehen zirkuliert. Und doch, Schwestern, sie ist der Archetyp des Weiblichen, *die Mutter*, existentielle Präkondition, sie ist ideeller und ontologischer Urgrund dieses Kreislaufs materieller Existenz überhaupt. Nichts ist, wenn sie nicht ist.

Zurück zur Achse. Zwischen ihr und dem zylindrischen Rund, aus dem der Strahlenkranz der Dornenkrone notwendig entspringt, kreist ein Kosmos von Kugeln, gespiegelt von seinem Widerpart; es sind zwei Planetensysteme, die die zeitlos unbewegte Existenz der Achse zur Bewegung in Raum und Zeit transformieren. Das Sein dieser kosmischen Systeme begründet die Notwendigkeit der Dornenkrone, ohne die das Lebensrad nicht wäre. Wenn nicht für diesen Reif – Rad und Gloriole in einem – wofür dann sollten wir das Schutzblech brauchen? Wofür dieses Himmelsgewölbe, wenn es keinen irdischen Pfad gibt?

Gelangen wir nun, LBS, über die *dritte Hierarchie* zur vollen Erkenntnis des Gemeinten, indem wir den Schritt von der **Dreifaltigkeit Mutter, Achse und Kosmos** hin zur **Dreieinigkeit der Nabe** vollziehen. **Nabe!** Das Wort allein verweist schon auf das, was

die speicherne Dornenkrone so sinnfällig überhöht. Wer denkt bei ‚Nabe‘ nicht an die Wundmale des Erlösers?

Fassen wir unsere wundersame Entdeckungsreise durch den menschlichen Mikrokosmos, der Technik des Rades, zusammen, dann erkennen wir das, was dieser Mensch in seiner Verblendung für die Schöpfung seines kreatürlichen Geistes hält, als inspiriertes Abbild des transzendenten Urbildes. Dann ist dieser flackernde Schatten auf Platons Höhlenwand die Widerspiegelung des göttlichen Makrokosmos. Die zentrale Dreifaltigkeit von *Ur-Mutter*, von raum-zeitloser *Achse* und transformierendem *Kosmos*, wird in der dreieinigen Nabe zum immanenten Speichenkreuz der Dornenkrone, aus der sich die Mandorla formt. Diese nun konstituiert das Rad des Lebens, das sich zeitgleich im Staub des Lebensweges und in himmlischen Sphären bewegt.

Jetzt begreifen wir das Rad als Symbol der ewigen Wiederkehr, komplexer noch, als Mythos des Aufstiegs und des Niedergangs – gleich dem Rad der Fortuna; oder auch als Mythos von Werden und Vergehen, somit als Rad des Lebens. Das Kreuz der Speichen steht hier als krönendes Zeichen der Versöhnung. Und so stehen wir also völlig unvermittelt vor der Fusion von ***Dornenkrone*** und ***Samsara***. Dieses fernöstliche Rad des Seines verbildlicht den leidvollen Wiedergeburtenskreislauf, aus dem Befreiung zu finden, jedermann bemüht sein sollte.

Jenes hinduistische Rad der Wiedergeburt, dessen ruhendes Zentrum, dessen Achse, das göttliche **Brahman** ist, hat nur ein Ziel, auf das es sich hinbewegt: das Brahman! Es ist auf dem Weg zu sich selbst. Auf dem Weg zum **Nirwana**, würde Buddha sagen und auf seinen achthgliedrigen Pfad verweisen, der – ebenso über das Rad der Wiedergeburt – zur ursprünglichen Glückseligkeit des seienden Nichtseins, des Nirwanas zurückfindet.

Der schmale Weg, dem Christian in John Bunyan's „Pilgrim's Progress“ folgt, führt letztendlich in das **Paradies**, aus dem Adam und Eva vertrieben wurden und in das wir am Ende unserer Tage einzuweichen hoffen.

Einen weiten und schwierigen Weg scheint auch der lange Marsch der orthodoxen Marxisten vorauszusetzen. Aber wie einfältig reaktionär sind jene sich für progressiv haltenden Linken, wenn sie uns schrecken wollen, indem sie skandieren: „Wenn mein starker Arm es will, stehen alle Räder still!“

Nein, sagen wir! Charlie Chaplins Räderwerk in „Modern Times“ mögt ihr aufhalten; Charlie und sein Mädchen gehen dann eben radlos auf der Straße dem Morgen entgegen.

Den Reif im Zeichen des Speichenkreuzes bremst ihr aber nicht. Und wir, in der Geborgenheit des Schutzbleches, singen dreifältig progressiv unser Bekenntnis: „*Ja, mir san mit'm Radl da...*“

Möge Euch also, LBS, diese Ikone die rechte Erkenntnis, das Wissen um den rechten Weg vermittelt haben:

Empfehl dem HERRN Euren Weg und vertrauet auf Ihn!

Haltet fest am Lenker, - am **Lenker**, zu dem wir uns bekennen!

Vertraut auf das Rad, SEIN Rad, welches Euch bewegt.

So gelangt Ihr von der leidvollen *Via Dolorosa* des Heilands über den *achtgliedrigen Pfad*, der das Leid aufhebt, zum allein seligmachenden *Highway to Heaven*. Dann heißt es:

„Klingelt, und es wird Euch aufgetan.“

Sollte Euch aber Unbill widerfahren, ein Schicksalsschlagloch vielleicht, oder ein noch nicht erleuchteter Laternenpfahl, denkt an den Psalm 37, wo David Euch versichert:

„Der HERR wird's schon richten!“

Im Sinne unserer ehrwürdigen Ikone sende ich Euch diesen
Reisesegen:

„Rollt dahin im Schutze des Bleches und

habt *Luft im Reifen* bis ans Ende Eures Weges“.



Gisa Kossel

Abgestürzt

Als sie die Haustür öffnet, sitzt die Andere auf den Stufen und sagt, hallo, ich bin Inka.

Hallo, Inka, sagt sie uninteressiert.

Meine Füße sind ganz kaputt, die Andere hebt einen Fuß hoch und hält ihn ihr entgegen.

Sieht übel aus, sagt sie nach einem kurzen Blick darauf.

Ich bin den ganzen Weg von der Selbstmörderkante herunter barfuß gelaufen.

Was? Sie schaut die Frau, die vor ihrer Haustür sitzt, zum ersten Mal genauer an. Blauer kurzer Jeansrock, grünes T-Shirt, rotblonde lange Haare, Sonnenbrand auf jedem Fleckchen ihrer Haut und die Füße geschwollen, dreckig, blutig, mit Blasen bedeckt. Sie sind den Weg vom Zweispitzblick herunter gelaufen? Was wollen Sie von mir? Barsch klingt das, und sie tritt einen Schritt zurück, als wolle sie sich in ihr Haus zurückziehen.

Ich will mit dir reden, sagt die Andere. Alles leise und freundlich gesagt, den Blick fest auf sie gerichtet. Ich bin Inka.

Da reißt sie die Augen auf in Fassungslosigkeit. *Die Inka?*

Die Andere nickt und sagt mit immer der gleichen freundlichen Stimme, wollen wir nicht hineingehen?

Sie macht eine hilflose Bewegung mit den Händen. Die andere steht auf, stöhnt leise, sie greift ihr unter einen Arm, geleitet sie ins Haus, ins Wohnzimmer, zu einem Stuhl.

Das Zimmer ist überraschend kühl, durch Jalousien abgedunkelt und sieht unordentlich aus. An zwei Wänden gibt es Regale, vollgestopft mit Büchern, vor einem Fenster steht ein Schreibtisch, dicht bepackt mit Büchern und Zettelstapeln. Zettel und Bücher liegen auch davor auf dem Boden verstreut, gewellt und besudelt mit Kaffeeflecken. Auf dem Schreibtisch ein schwarzer Laptop, aufgeklappt, aber nicht in Betrieb. Vor einer Fensterfront mit Schiebetür, hinter der man hinter den Jalousien eine Terrasse ahnen kann, befinden sich ein Sofa und davor ein Tisch mit einer fast geleerten Whisky-Flasche, einem Glas, benutztem Geschirr, leeren Chips-Tüten.

Tu was für meine Füße, sagt Inka sanft.

Da holt sie aus der Küche eine große Schüssel mit lauwarmem Wasser, stellt sie vor Inkas Stuhl auf den Boden. Ich habe Calendula-Essenz hinein getan, das hilft, sagt sie, setzt sich im Schneidersitz davor, hebt die Füße in das Wasser und beginnt behutsam, die Füße zu waschen.

Du wolltest mich verschwinden lassen, sagt Inka mit dieser freundlichen Stimme.

Da zittern ihr die Hände.

Das reicht jetzt, sagt Inka und schiebt mit ihren Füßen die Schüssel beiseite, Wasser schwappt über den Rand. Hol ein Handtuch, und hast du was gegen Sonnenbrand?

Sie sprüht AfterSun Spray auf Inkas gerötete Haut, auf Arme und Beine und dann auf Rücken und Kniekehlen.

Warum wolltest du mich verschwinden lassen? Wieder in dieser freundlichen Art gefragt.

Das ist meine Sache. Trotzig kommt ihr ihre eigene Stimme vor, heiser. Ich kann das ja wohl machen, wie ich es will.

Inka lacht, will sich ausschütten vor Lachen.

Da wird ihr sehr bang.

Ich habe Durst, sagte Inka.

Als sie mit einem großen Glas Apfel-Schorle aus der Küche zurückkommt, ist die Terrassentür aufgeschoben, Licht bricht herein, Sommerwärme flutet ins Zimmer. Inka trinkt das Glas in einem Zug leer, sagt, komm, wir gehen schwimmen, schlüpft in die Latschen, die auf der Terrasse stehen, bring zwei Badetücher mit, ruft sie über die Schulter zurück, ist schon unterwegs, durch die Gartenpforte, über den Weg, über die Wiese, zieht schon im Gehen das T-Shirt aus, zieht alles aus und schwimmt auf den See hinaus.

Ihr wird bewusst, dass sie in diesem Sommer noch kein Mal geschwommen ist, kaum je überhaupt am See gewesen ist, in den letzten Wochen.

Bis sie zögernd den Badeanzug gesucht und angezogen, die Badetücher in einer Tasche verstaut, die Terrassentür verriegelt und die Haustür hinter sich abgeschlossen hat und am See angekommen ist, schwimmt Inka ihr schon wieder lachend und prustend entgegen.

Das mache ich jetzt jeden Tag, ruft sie schon von weitem. Herrlich, oh, wie herrlich, komm rein.

Sie schwimmt, und es ist herrlich. Wie hatte sie das vergessen können. Das Seewasser ist etwas moorig, wunderbar weich, es trägt, die Sonne bringt jeden Wasserspritzer zum Glitzern, sie war doch immer so gerne geschwommen, nur in diesem Sommer nicht, da war alles anders geworden, sie taucht ihr Gesicht bei jedem Zug ins Wasser, macht große Armbewegungen, stark ist ihr Beinschlag, sie ist eine gute Schwimmerin, das Wasser macht so leicht, staunend nimmt sie das wahr, wird leicht, wird fließend, Inka kommt ihr entgegen geschwommen, spritzt, lacht, taucht sie unter, sie lachen und rangeln, Inka drückt ihr den Kopf unter Wasser, hört nicht auf, drückt ihren Kopf unter Wasser, hört nicht auf, mit festem Griff unter Wasser, bis sie Inka einen Tritt geben, sich den klammernden Hände entwinden kann, auftaucht, wendet, bloß weg, ans Ufer schwimmt, Herzhämmern bis in den Kopf, sich keuchend auf die Wiese fallen lässt.

Lachend kommt Inka hinterher und wirft sich neben ihr ins Gras. Kannst du keinen Spaß verstehen? Lacht, rückt nah heran, legt ihr eine Hand an die Wange. War doch nicht böse gemeint, ich tu dir doch nichts! Mit leiser, sanfter Stimme. Und dann laut, tief, lustvoll, uuh hab ich jetzt einen Hunger!

Ich kann Spagetti kochen, sagt sie.

Ach nö, sagt Inka, lass mal, ich brauche was Richtiges, ich bin vorhin an so einem Restaurant am Seeufer vorbei gekommen, das sah gut aus.

Im Haus ruft Inka, nun machen wir uns erstmal hübsch, lass mal sehen, was du im Kleiderschrank hast, schau mal, das ziehe ich an, das gefällt mir, und hat ihr neues rotes Ärmellooses in der Hand, darf ich?

Sie nickt, sie selbst hatte es noch nie getragen, sich nicht getraut bei dem frechen Rot.

Hast du ein Auto, können wir mit dem Auto hinfahren, fragt Inka, du weißt, meine Füße.

Fast hätte sie ja gesagt, aber dann fällt ihr der Whisky ein, den sie getrunken hat, und sie gehen die kurze Strecke zu Fuß.

Sie trinken Rotwein, lachen sich zu. Ich muss dich doch ganz gut geschrieben haben, dass du so lebendig hier vor mir sitzt, sagt sie. Da will sich Inka wieder vor Lachen ausschütten, und sie lacht mit.

Honig-Steaks, wär' das nicht was zur Feier des Tages, sagt Inka, schulterlang blond mit lachenden blauen Augen ihr gegenüber. Das rote Sommerkleid auf Figur geschnitten passt genau. Ich bin Mona. Eigentlich Monika, aber ich nenne mich lange schon Mona. Inka ist der andere Teil meines Namens. Weiß ich doch, sagt Inka, der Teil, der du nicht bist. Aber sein möchtest. Das ist leicht und freundlich gesagt. Inka beugt sich über den Tisch, lacht ihr in die Augen, durch mich kannst du es sein, leise, fast verschwörerisch ist das gesagt.

Steif lehnt sich Mona zurück. Wieso gibt es dich? Ich habe doch nur einen Roman geschrieben. Heiser klingt Monas Stimme.

Inka lacht auch zum Nachbartisch hinüber. Sie ist eine Schriftstellerin, und sie deutet lächelnd auf Mona. Vier junge Männer am Nachbartisch heben ihre Biergläser und lächeln zurück.

Seid ihr Zwillinge, fragt einer. Da lachen sie beide. Ihr Computer ist heute abgestürzt, sagt Inka. Oh je. Das kannten sie alle. Jeder kann dazu eine Geschichte erzählen. Jeder erzählt von einer Methode, den Computer wieder in Gang zu bringen.

Sternenhimmel, da, der Große Wagen, schon Mitternacht und immer noch mild.

Du bist da, weil der Computer abgestürzt ist?, fragt Mona auf dem Nachhauseweg.

Der Computer ist abgestürzt, weil ich nicht wollte, dass du mich verschwinden lässt, da ist wieder das schwirrende Lachen in Inkas Stimme. In Selbstmörderkante hast du den Zweispitzblick umbenannt, nee, so kannst du mich nicht loswerden. Im goldfarbenen, langen Abendkleid mit diesen idiotischen High Heels von der Selbstmörderkante abstürzen, oh Gott, oh Gott, wer denkt sich so was aus! Diese blöden Sachen musste ich erst einmal loswerden und mir andere Klamotten besorgen. Die habe ich mir auf dem Weg den Berg runter, in einem Garten, von einer Wäschespinne geholt. Und habe mir die Füße wund gelaufen. Das musste sein, damit du mich rein lässt. Da lacht sie wieder und hüpft ein paar Schritte auf beiden Füßen. Du siehst, was ich will, das geschieht. So ergeht es uns. Lachend sprudelt das alles aus Inka hervor.

Sie laufen auf der menschenleeren Straße am See entlang. Mona fühlt sich wieder gelähmt, gebannt, wie es ihr in den ganzen letzten Wochen ergangen ist, als sie diese Inka schrieb, die in ihr drinnen hockt und eigentlich die ist, die sich selbst schreibt, so war es ihr oft vorgekommen. Frei, spontan, erfolgreich, ja, auch irgendwie lie-

benswert skrupellos sollte diese Romanfigur sein. Und lachen sollte sie können. So, wie sie selbst nicht sein konnte. Weil sie über alles immer grübeln musste, Bedenken hatte, zauderte.

Dann hatte diese Inka-Figur ihr die Kraft ausgesaugt. So war es ihr vorgekommen. Natürlich war das Quatsch. Jeden Tag hatte sie stundenlang gesessen und geschrieben. Ich kann das beenden, wie und wann immer ich will, das hatte sie jeden Tag gedacht. Und hatte weiter geschrieben. Heute Vormittag, nach fünf Stunden fieberhaften Tippens in den Laptop, hatte sie in plötzlicher abgrundtiefer Abneigung den Entschluss gefasst, sie los zu werden.

Ein Auto kommt ihnen entgegen. Sie spürt Inkas Hand auf ihrem Arm. Hatte Inka sie nun geschubst, oder hatte Inka sie bewahrt, überfahren zu werden? Das Auto hupt und ist vorbei. Ihr Herz rast. Sie hat einen Sprung zur Seite gemacht. Die Lähmung ist vorbei.

Was machst du nur für Sachen, lacht Inka, du hast wohl zu viel getrunken.

Wieder ist da in ihr der überwältigende Wunsch von heute Vormittag, sich zu befreien. Sie hatte den Roman beenden wollen mit Inkas Absturz vom Zweispitzblick, aber da war der Computer abgestürzt. Einfach so. Und war nicht mehr in Gang zu bekommen gewesen. Danach war ihr benommen zumute, kein Wunder nach dem stundenlangen Schreiben. Sie hatte Whisky getrunken, um den Kopf klar zu bekommen. Das half sonst immer.

Komm, wir trinken noch einen Whisky, sagt Mona, als sie ins Haus treten, dann kann man gut schlafen. Ich habe noch einen guten alten Schottischen. Und sie lotst Inka zum Sofa. Nicht schlafen

gehen, nur nicht einschlafen, hämmert ihr Kopf. Prost. Ein ganz feiner, samtiger Strathmill, 20 Jahre alt. Prost. Inka, sag mal, wie hast du das denn nun gemacht, dass du in der Realität aufgetaucht bist?

Inka hat sich auf dem Sofa lang ausgestreckt und kichert leise, darüber dürfen wir nicht sprechen.

Okay, okay, sagt Mona, hab ich mir gedacht. Mach ein Geheimnis draus. Du willst es natürlich nicht zugeben, das ging nur, weil ich dich so gut und realistisch geschrieben habe.

Inka kichert, *du*, ach du meine Güte, *du* doch nicht, ach du meine Güüüüte, und sie verschluckt sich vor Kichern. So einfach ist das alles nicht.

Aber du hast das geschafft! Mona hebt ihr Glas, ich trinke auf dich und deinen Erfolg. Echt, toll!

Es gibt noch nicht viele von uns, sagte Inka leise.

Prost auf dich, sagt Mona, dann um so mehr, Prost. Sie sitzt in der äußersten Sofaecke, die Inka frei gelassen hat, lässt den Kopf nach hinten über die Sofalehne hängen und macht die Beine lang. Fallen die nicht auf, die da aus den Romanen auftauchen, merkt man das nicht?, fragt sie.

Da kichert Inka wieder, nee, dafür muss natürlich jemand anderes verschwinden, dann merkt das niemand.

Ach so, lacht Mona, ach so, jetzt verstehe ich das, und sie lacht herzlich und anerkennend, hört gar nicht auf zu lachen und ver-

schluckt sich an dem Entsetzen, das ihr in den Hals gestiegen ist. Prost, Inka.

Inka setzt sich auf. So einfach ist das nicht, man muss das schon gut hinbekommen, dass es klappen kann. Ihre Zunge ist schwer geworden. Sie starrt Mona an, zeigt mit dem Finger auf sie, *du*, du du, du, bist schon fast unsichtbar, du bist ja eigentlich schon tot, dabei rollt sie beinahe vom Sofa. Jetzt geh ich schlafen, sagt Inka, taumelt, torkelt ins Schlafzimmer und fällt in Monas Bett.

Mona sitzt ganz aufrecht auf dem Sofa, ganz still. Dann geht sie zum Schreibtisch, setzt sich an den Laptop und probiert nacheinander die Methoden aus, von denen die Männer am Nachbartisch gesprochen hatten. Den Netzstecker ziehen und wieder verbinden. Den Einschaltknopf sieben Sekunden lang drücken und dann noch einmal kurz. Mehrfache Tastenkombinationen. Das Gerät beginnt zu summen. Ein grünes Lämpchen flackert. Der grüne Stecker. Die Batterie. Der kleine grüne Blitz. Passwort. Es summt. Das zweite Passwort. Ihr Herz klopft wild. Windows-Explorer. Daten (D:) / Daten / Texte / Inka. Der Roman ist wieder da.

Sie springt zum Ende des Textes und liest die letzten Sätze: In ihrem goldfarbenen, engen Abendkleid und den goldfarbenen hochhackigen Sandalen, die den ganzen Abend gedrückt hatten, lehnte Inka am Geländer des Aussichtspunkts vom Zweispitzblick, den sie in der Gegend die Selbstmörderkante nannten. Es wurde schon langsam hell. Sie hatte mit den anderen die Nacht durchgefeiert. Nie war sie vorher hier gewesen. Hier hatten die anderen sie aus dem Auto geschubst, hatten gegrölt und gelacht: Mal sehen, wer zuerst unten ist! und waren mit quietschende Reifen losgefahren. Da hatte sie

sich weit vorgebeugt, immer weiter, hatte dem Auto nachgeschaut, hatte ihnen lachend gewinkt, sich weiter vorgebeugt – ihre Finger hämmern auf die Tasten: hatte das Gleichgewicht verloren und war abgestürzt.

Ein Schrei. Mona rennt zum Schlafzimmer. Das Bett ist leer.

Alles markieren. Bearbeiten / Löschen / Inhalt entfernen. Den Inhalt des Papierkorbs löschen. Weg, alles weg. Sie fährt den Computer runter, klappt den Deckel zu und schlägt mit den Fingern einen kleinen Trommelwirbel darauf. Springt auf, sammelt alle herumliegenden Papiere vom Schreibtisch und vom Fußboden zusammen, zerfetzt sie und wirft sie in den Mülleimer.

Dann zieht sie die Jalousien hoch, öffnet die Terrassentür weit. Kühl und frisch schmeckt die Luft, milchiger Dunst liegt über dem See, hinter den Bergspitzen zeigt sich die erste rötliche Helligkeit, Tautröpfchen versilbern die Grashalme, eine Amsel singt im Apfelbaum. Ein neuer Tag beginnt.

Dann geht sie ins Bett und schläft sofort ein. Es klingelt. Als sie die Haustür öffnet, sitzt sie auf den Stufen, ist zerschunden, blutet am Kopf und überall und lächelt.



Siri Kusch

Die ungleichen Schwestern

Vor vielen, vielen Jahren wurden im fernen Griechenland, in einer kleinen Hütte am Strand, einem alten Fischer und seiner betagten Frau wie durch ein Wunder Zwillinge geboren. Die späten Eltern betrachteten stolz ihre schönen Töchterchen, die ungleicher nicht sein konnten. Sie nannten die Erstgeborene Euphemia¹, denn sie war mit einem Lächeln auf die Welt gekommen, und die Zweitgeborene Dysphemia², denn sie hatte beim Anblick ihrer neuen Umgebung die Stirn gerunzelt. Beide Kinder erfreuten ihre Eltern mit ihrem Liebreiz und ihrer Klugheit und wuchsen in dem schattigen Hain rund um das elterliche Häuschen zu hübschen Teenagern heran.

Als der Fischer und seine Frau ihr Ende nahen fühlten, rieten sie den Mädchen, ihr Glück in der Ferne zu suchen, und setzten sie auf ein Schiff nach Piräus. Dort traf die blonde, empfindsame Euphemia noch am selben Tag einen zarten, bleichen Märchenprinzen, der sie zu sich auf seine Jacht nahm und sogleich mit ihr nach Deutschland segelte. Die brünette, resolute Dysphemia begegnete noch am Hafen einem gut gebauten, gebräunten Schauer, der sie zuerst seiner Mutter vorstellte und ihr dann sein kleines Haus und seine große Hand anbot. Sie schlug ein und lebte ein halbes Jahrhundert an seiner Seite.

¹ εὐφημία *euphēmía*, Worte von guter Vorbedeutung, ein sprachlicher Ausdruck, der eine Person, eine Personengruppe, einen Gegenstand oder einen Sachverhalt beschönigend, mildernd oder in verschleiender Absicht benennt.

² δυσφημία *dysphēmía*, Worte von übler Vorbedeutung, semantisches Gegenstück zum Euphemismus; eine rhetorische Figur, die das Bezeichnete abwertet und mit negativen Konnotationen versieht.

Als er starb, suchte sie auf Facebook nach ihrer Schwester, buchte einen Flug nach Düsseldorf, nahm ein Taxi nach Essen-Bredeneu und klingelte ohne Umschweife an der Pforte der prächtigen Villa. Sie teilte über die Sprechanlage einer Frauenstimme ihr Anliegen mit, und schon wenige Minuten später trat eine schmale, elegante Dame aus dem Haus und lief beschwingt auf das Tor zu. Ihre blauen Augen strahlten, als sie Dysphemia erkannte, und sie rief voller Begeisterung aus:

„Ein Wunder! Ein Wunder ist geschehen. Aiolos blies mir meine Schwester nach Deutschland.“

„Jassu, Euphemia. Ja, ich bin's, Dysphemia, aber ich habe einfach einen Charterflug bei Air Ikarus gebucht. Darf ich hereinkommen?“

„Selbstverständlich, Liebes, lass Dich umarmen, mein Schwesterherz. Wir haben uns ja eine Ewigkeit nicht gesehen.“

„Nein, es sind nur lumpige 50 Jahre. Wir beide sind ganz schön alt geworden.“

„Alt? Älter vielleicht, das lass ich gelten, aber doch nicht alt. Dysphemia, wir sind Damen in den besten Jahren.“

„Also meine besten Jahre waren von 25 bis 30.“

„Ja gut, da war ich auch noch optimaler. Aber jetzt, da ich vorgerückt bin ...“

„Vorgerückt? Spielst Du gerade Schach, Euphemia? Störe ich?“

„Nein, absolut nicht. Ich meine, jetzt, wo ich eine ältere Dame bin, mit Zweitfrisur und Lachfältchen.“

„Du bist ja auch ein paar Minuten älter als ich. Aber das sieht man dir nicht an. Du siehst nicht schlecht aus. Ja, ok, du hast Krähenfüße, und zu dünn bist du auch, aber ansonsten bist du noch genauso

schön blond wie früher, während ich fett, faltig und grau geworden bin.“

„Liebes, du bist vollschlank, na gut, wohlbeleibt, eine Figur wie bei Rubens. Aber du hast wenigstens noch deine eigenen Zähne, während ich jetzt die Dritten habe.“

„Ach, und ich dachte, du hast ein künstliches Gebiss. Dein Busen ist aber schon unecht, oder? Der ist zu groß für so ein dürres Klappergestell wie du es bist. Man befürchtet, dass du jeden Moment nach vorne kippst mit dieser Brüstung.“

„Hm ... Liebes, jetzt komm erst mal ins Haus. Die Rosie kann gleich dein Köfferchen holen. Lass uns ins Kaminzimmer gehen und etwas trinken. Was möchtest du, vielleicht einen Tee? Ich hoffe, Rosie kann irgendwo ein paar Kekse auftreiben.“

„Ja, bei mir verschwinden die Kekse auch, wenn meine Enkel da sind. Ist Rosie deine einzige Enkelin?“

„Nein, Liebes, Rosie ist die Hausdame.“

„Bist du denn nicht die Dame des Hauses? Ach so, du hast ein Dienstmädchen. Dann hast du gewiss auch eine Putzfrau. Toll. Ich war selber mal eine, und auch Toilettenfrau, aber das war natürlich scheiße.“

„Da fällt mir ein, Dysphemia, möchtest du dich vielleicht ein bisschen frisch machen, bis der Tee kommt? Der Waschraum für Gäste ist da drüben.“

„Ach, müssen sich bei dir alle Gäste erst waschen? Ich habe erst heute Morgen geduscht, aber wenn ich jetzt stinke ...? Nein? Ein Glück. Dann geh ich nur mal auf dein Scheißhaus. Ach so, das meinst du.“

„Rosie, holen Sie bitte den Koffer meiner Schwester und bringen Sie ihn in eins der Gästezimmer. Und dann servieren Sie uns bitte einen Tee mit Gebäck im Salon. Ach, da bist du ja schon, Dysphemia. Komm, wir gehen ins Wohnzimmer, da ist es sonniger als im Kaminzimmer und wir sehen den Rosengarten.“

„Das ist ja eine feudale Hütte, die du da hast. Du musst einen Haufen Knete haben, aber Reichtum ist keine Schande. Wow, in diesen Tanzsaal passt mein Häuschen gleich zweimal rein. Hast du eine so große Sippschaft?“

„Ich bin mit vielem reich gesegnet worden, doch ein liebender Gatte und eine Schar süßer Kinder zählen nicht dazu. Leider bin ich schon lange Single. Weshalb, erzähle ich dir später. Die sprichwörtliche kleine Hütte, für ein glücklich liebendes Paar war mir nicht vergönnt. Schade. Erinnerst du dich noch, wie glücklich unsere Eltern waren, obwohl sie in bescheidenen Verhältnissen lebten?“

„Euphemia, wir wohnten in einer Baracke und nagten am Hungertuch. Unsere Eltern waren arme Schlucker. Sie waren als Terroristen auf die Insel verbannt worden, weil sie gegen die Regierung gekämpft hatten.“

„Nein, das stimmt nicht. Sie waren Freiheitskämpfer im Widerstand gegen das Regime gewesen und hatten nur ein paar Flyer verteilt.“

„Na, wohl eher illegale Flugblätter. Doch lassen wir das, was wissen wir beide schon von ihrer Vergangenheit. Für uns waren sie einfach nur die besten Eltern.“

„Das stimmt. Ich hoffe, dass sie nach unserem Weggang sanft entschlafen sind.“

„Unsinn, sie werden gestorben sein, was denn sonst. Ach, Euphemia, manchmal habe ich ein schlechtes Gewissen. Wir hätten ihren Tod abwarten sollen, um sie anständig unter die Erde zu bringen. Wer mag sie damals wohl verscharrt haben?“

„Dysphemia, wir haben nur unseren Eltern gehorcht. Wir sind nach Athen gegangen, um unser Glück zu machen, so, wie sie es wollten. Du hast es in Piräus gefunden, während ich es in der Ferne gesucht habe.“

„Du hast hier in Deutschland im Luxus geschwelgt. Wenn ich schon dein teures Teeservice sehe, hauchdünnes Porzellan, da traut man sich kaum, zu trinken. Ich dagegen habe mein ganzes Leben malochen müssen. Ein Schauer kann keine sieben Gören ernähren. Er war lieb und hübsch und hat sie fleißig gezeugt, aber den Rest hat er mir überlassen.“

„Ging dein Mann denn keinem Broterwerb nach? Stand er etwa auf der Straße? Ich meine, hatte er seine Arbeit verloren?“

„Nein, Arbeit hatte er genug, aber er war erwerbslos. Er hat von früh bis spät geschuftet, doch die Groschen schmolzen wie Schnee vor der Sonne.“

„Tut mir leid, Dysphemia, das ihr so einkommensschwach wart.“

„Wir waren bettelarm. Ich habe immer ranklotzen müssen. Und das hat ihn so in seiner Ehre gekränkt, dass er begann, krumme Dinger zu drehen.“

„Dreher ist doch ein anständiger Beruf. Ach so, er hat wohl Sachen entwendet.“

„Er hat geklaut wie ein Rabe. Er hat alles eingesackt, was nicht niet- und nagelfest war. Bis man ihm auf die Schliche kam und ihn einbuchtete. Der Schuft saß zehn Jahre im Knast, und ich musste die Knirpse allein groß ziehen.“

„Wenn ich von eurer sozialen Schwäche Kenntnis gehabt hätte, wäre ich euch zu Hilfe geeilt.“

„Der Familie eines Kriminellen? Warum willst du die unterstützen?“

„Ich hätte meiner Schwester geholfen.“

„Ach was, ich kam auch so zurecht, mehr schlecht als recht, aber irgendwie geht es immer. Doch genug gejammert. Jetzt erzähl mir von deinem Leben in Prunk und Prahl. Dein Märchenprinz war doch ein gutes Stück älter als du. Lebt der reiche alte Knacker noch, oder ist er schon abgekratzt?“

„Nein, er hat noch nicht das Zeitliche gesegnet. Er erfreut sich bester Gesundheit, sieht man von einer galanten Krankheit ab.“

„Der Glückliche. Meine Leiden waren immer ungalant. Wenn ich krank bin, sehe ich aus wie der leibhaftige Tod. Also, wo steckt der Tattergreis?“

„Wo auch immer. Wir sind seit fünfundvierzig Jahren entheiratet.“

„Geschieden? Echt? War dein Gang vor den Altar trotz des Schotters ein Fehltritt?“

„Meine Ehe war von Anfang an belastet. Dieter trinkt. Schon morgens zum Frühstück Gerstentee, und ab Nachmittag geistige Getränke.“

„Nanu? Du hattest immer schon einen Sinn für Höheres, aber dein Mann kam mir damals nicht besonders spirituell vor. Ein frömmelnder Pfaffe war er weiß Gott nicht, dafür war er viel zu versessen aufs Geld scheffeln. Aber ist das ein Grund für eine Scheidung? Du bist viel zu etepetete, Euphemia, das war schon früher so. Schließlich soll der Mensch viel trinken, mindestens vier Liter pro Tag.“

„Dysphemia, versteh doch, der Dieter hatte immer eine Fahne, der ging schon morgens angeheitert ins Büro. Und abends war er abgefüllt, komplett zu. Der hat jeden Abend einen zur Brust genommen.“

„Was, der Typ war pervers? Eine Schwuchtel? Na, da hätte ich mich auch scheiden lassen.“

„Quatsch, der Dieter ist doch kein Verzauberter. Der ist so straight, wie es nur geht, sonst hätte er nicht mit so vielen Frauen eine Affäre gehabt.“

„Wie, der hat herumgehurt? Das ist in der Tat skandalös. Ja, Euphemia, da hast du recht getan mit der Scheidung, der verdiente einen Tritt in den Hintern.“

„Na ja, Dieter war eigentlich ein Traummann. Hier, Dysphemia, schau dir mal unser Hochzeitsfoto an. Es ist kein Wunder, dass ich mich in ihn vergafft hatte. Dieter sah blendend aus, und ich war ein junges Ding und viel zu blauäugig, um zu bemerken, dass er kein Freund von Traurigkeit ist.“

„Der war alles andere als ein Waisenknabe, das war mir damals schon klar. Aber du warst blind vor Liebe, Schwesterchen, du bist auf einen Blender hereingefallen. Du warst von ihm angelockt, wie eine Motte vom Licht.“

„Dysphemia, du kannst dir gar nicht vorstellen, wie gut ich es anfangs bei ihm hatte. Unser Himmel hing voller Geigen. Dieter hat mich auf Händen getragen, er hat mir die Welt zu Füßen gelegt. Das hat er sich einiges kosten lassen. Na, da hat es natürlich nicht geschadet, dass er beruflich arriviert war. Er saß im Vorstand des elterlichen Großkonzerns, er war Volljurist ...“

„Ein Vollidiot, wenn du mich fragst. Und gesessen hat mein Mann auch.“

„Tja, aber hinter schwedischen Gardinen. Nein, Dieter war schon ein toller Hecht. Das hatten andere vor mir erkannt. Er war bereits dreimal geschieden, als wir den Bund fürs Leben schlossen. Doch das erfuhr ich erst auf der Überfahrt nach Deutschland. Dort überlegte ich noch, ob ich ihm einen Korb geben soll. Aber das ging

nicht, denn ich hatte ohne ihn kein Bleiberecht. Und ich musste an meine Pflänzchen denken. Auf der Jacht hatte Dieter die Orgel vor der Messe gespielt.“

„Mann, ein Garten und eine Orgel, das muss ja ein Riesenkahn gewesen sein.“

„Dysphemia, versteh doch, wir haben uns schon an Bord sehr geliebt.“

„Gut und schön, aber bei so viel Liebe müsst ihr doch mal ein Kind gezeugt haben.“

„Das schon, gleich zwei sogar, aber ... Die Hochzeit verzögerte sich, denn Dieter musste erst auf eine mehrmonatige Geschäftsreise. Aber er wollte nicht mit einer Braut, die sichtbar guter Hoffnung ist, vor den Altar treten. Also brachte er mich zu einer Engelmacherin. Sie leistete gründliche Arbeit. Zu gründlich, wie wir erst später bemerkten.“

„Ja, die deutsche Gründlichkeit hat sich bis Griechenland herumgesprochen. Eure Hochzeit habt ihr bestimmt auch gründlich geplant. Hoffentlich ging alles gut. Bei meiner Hochzeit ging alles schief, weil wir nichts geplant hatten. Dafür war ich einen Monat später schon schwanger, ungeplant, versteht sich. Und du?“

„Als sich herausstellte, dass ich keine Kinder mehr bekommen konnte, hat er sich scheiden lassen. Die Kinder hat er jetzt mit einer anderen Frau, oder mit mehreren. Dieter hatte immer einen gesegneten Appetit. Na, der kann mich mal gern haben.“

„Hat er doch aber nicht, Euphemia, sonst hätte er dich nicht verlassen.“

„Natürlich. Immerhin hat er mich gut versorgt, wie du siehst. Und es ging auch nicht alles glatt in seinem Leben. Ein Unternehmer hat

viele Sträuße auszufechten. Er als Brötchengeber bekam von den Gewinnwarnungen und Freisetzen ein Magengeschwür.“

„Ich hab kein Mitleid mit diesem Bonzen. Es ist für jeden schwer, sein Brot zu verdienen. Ich habe meine Kinder immer warnen müssen: vor Armut, Verlusten, Entlassungen, Preiserhöhungen, Schwangerschaften, Bandenkriegen ...“

„Dysphemia, du bleibst jetzt hier bei mir, da kannst du in Saus und Braus leben.“

„Danke, Euphemia, aber ein altes Zirkuspferd lernt keine neuen Tricks. Nichts ist schwerer zu ertragen, als eine Reihe von guten Tagen. Wenn ich zu viel esse, kriege ich nur Verstopfung.“

„Liebes, ich leide auch an Darmträgheit. Doch dagegen gibt es Globuli.“

„Schwesterchen, ich will kein Parasit sein und bei dir schmarotzen. Ich bleibe gern ein paar Tage, doch dann flieg ich zurück. Meine Enkel sollen mich noch erkennen.“

„Ach, es wäre doch großartig, wenn sie ihre Oma nicht wiedererkennen. Ich weiß von einer Schönheitsfarm auf Sylt, da zaubern sie mit Algenpackungen die reinsten Metamorphosen. Wenn wir da zwei Wochen Thalassotherapie buchen, sehen wir aus wie neu.“

„Na, dann müssen wir aber das Preisschild dran lassen, sonst merkt es niemand. Farm hin oder her, Schönheit kann man nicht anbauen wie Kartoffeln. Wenn wahre Schönheit von innen kommt, müssen wir die Algen essen. Ich mag aber lieber Zaziki. Kannst du dich noch an den von der Mama erinnern?“

„Ja, der war köstlich wie Ambrosia, eine Speise für die Götter.“

„Falls die in der dünnen Luft da oben überhaupt Knoblauch essen dürfen. Aber im Ernst, Euphemia, wenn du schon so viel Geld zum Fenster hinauswerfen willst, was hältst du davon, nach Griechenland, auf unsere Heimatinsel zu fahren? Dort essen wir Zaziki bis zur Verstopfung, machen im Meer unsere eigene Thalassotherapie und besuchen das Grab unserer Eltern.“

„Was für eine wunderbare Idee, Dysphemia. Ich gebe dem Steinmetz sofort einen Auftrag für eine schöne Granitplatte. Wenn wir unseren Besuch mit einer kleinen Kreuzfahrt verbinden, bekommst du außerdem deinen lang verdienten Urlaub.“

Und so geschah es. Während der Steinmetz emsig weißelte, Rosie fleißig kochte und buk, die Putzfrau penibel den Raum pflegte und Euphemia eifrig die Reise plante, lag Dysphemia auf der Terrasse und ließ sich bedienen.

Derart angelernt, wurde die Kreuzfahrt der Schwestern ein voller Erfolg. Sie buchten eine Kabine mit Butler, aßen sich mit Appetit durch die Speisekarte und nahmen des Abends eine erhöhte Dosis Globuli. Euphemia wurde ein bisschen runder und übte eine Grabrede ein, Dysphemia ließ sich die Haare färben und flirtete mit den Stewards, und als sie in Piräus an Land gingen, waren beide nicht wieder zu erkennen.

Sie nahmen die Fähre auf die Insel und mieteten sich ein Apartment in einem neuen, luxuriösen Wohnpark, gleich neben dem Hain, in dem sie aufgewachsen waren. Täglich besuchten sie die Lichtung, wo die kleine Fischerhütte gestanden hatte, betrachteten stolz die vornehme Granitplatte auf dem vermutlichen Grab ihrer Eltern und aßen dort ihren selbst gemachten Zaziki. Dann liefen sie fröhlich zur Bucht hinunter und schwammen im türkisgrünen Meer. So vergingen die Tage und Wochen, die geplante Kündigung des Mietvertrags wurde Monat für Monat verschoben, und wenn die Schwestern nicht gestorben sind, so mieten sie noch heute.

Wilfried von Manstein

Fremde Federn

Kaffeekränzchen am Runden Tisch.

"Wir müssen dem Volk mehr aufs Maul schauen", meinte der Chef.

"Uns mit fremden Federn schmücken?", fragte Meta und Phorik ergänzte: "Otto Normalverbraucher mit Einheitsbrei füttern?"

"Papier ist geduldig", antwortete der Chef.

Der Schriftsteller Phorik war ein Leisetreter, er verschloss gern die Augen vor der Realität und fasste alles und alle mit Samthandschuhen an. Was die Kollegen sich an Schwarzmalerei so aus den Fingern sogen, das ging auf keine Kuhhaut. Er selbst mutmaßte, dass gewisse Enthüllungen ins Auge gehen konnten. Er wollte mit einem blauen Auge davonkommen und nicht an dem Ast sägen, auf dem er saß. Daher vermied er es, schmutzige Wäsche zu waschen, wie die anderen es taten. Denn im Haifischbecken dieser Branche, in der Schlangengrube dieses Verlages, wurden hinter den Kulissen stets die Messer gewetzt, Schlag auf Schlag, jeder legte jeden aufs Kreuz, jeder fuhr jedem an den Karren, jeder flickte jedem am Zeug, jeder führte die Anderen an der Nase herum, bis dem jeweiligen Nebenbuhler das Wasser am Halse stand. Säbelrasseln und Zähnefletschen waren an der Tagesordnung. Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Dabei saßen sie doch alle im gleichen Boot.

Meta war aus wieder anderem Holz geschnitzt. Auch sie beteiligte sich nicht am morgendlichen Süßholzraspeln, dem Kochen in der mittäglichen Gerüchteküche, dem abendlichen sich gegenseitig in die Pfanne hauen oder dem Schaulaufen am Feierabend, das sich für die Mauerblümchen und die Kostverächter, die Hagestolze und die Weicheier, die Stubenhocker, Duckmäuser und Eigenbrötler mehr wie Spießbrutenlaufen anfühlte.

Da wurde auf die Pauke gehauen, dass die Schwarte krachte, da wurde Wind gemacht, dass die Fetzen flogen. Da plusterte man sich auf, da wurde auf die Tube gedrückt, dass es einem die Socken auszog. Da wurde im Trüben gefischt, da schlug man über die Stränge, da schob man den Anderen in die Schuhe, was man selber versaubeutelt hatte.

Meta tat so, als stünde sie über den Dingen. Hochnäsiger. Hinreißend. Naseweiß. Aufgeblasen. Eine dumme Pute. Ein lichtscheuer Paradiesvogel.

Manche hielten Meta für blauäugig, ein Unschuldslamm, das kein Wässerchen trüben konnte. Die Neidhammel sagten: "Stille Wasser sind tief" und die Klugscheißer bezeichneten sie als "dumm wie Bohnenstroh". Die Schandmäuler, die kein Blatt vor den Mund nahmen, die Plaudertaschen und Schleimscheißer, die sich stets nach der Decke streckten, sagten: "Meta schreckt vor nichts zurück, die geht über Leichen. Und Haare hat sie auf den Zähnen."

Fast alle in der Firma hatten geschnallt, dass sie dem Chef schöne Augen machte, ihm den Kopf zu verdrehen suchte, dass sie alle Register zog, um sich an den eigenen Haaren aus dem Sumpf zu ziehen, in dem das Heer der auf den Hund Gekommenen watete. Das Fußvolk der auf dem Trockenen Sitzenden überrollte den

Kosmos, die von der Hand in den Mund Lebenden waren Legion, die Flut der am Hungertuch Nagenden schoss übers Ziel hinaus. Uferlos, in Strömen, wie Sand am Meer, schossen sie ins Kraut. Und das auf krummen Wegen.

Meta war eine mit allen Wassern gewaschene Kanone, sie wollte mehrere Fliegen mit einer Klappe schlagen: erstens der Tretmühle entkommen, zweitens auf der Sonnenseite des Lebens landen und das große Los ziehen, drittens unter die Haube kommen und endlich, tonangebend, die erste Geige spielen.

Sie wollte auf Händen getragen werden, für sie sollte es rote Rosen regnen.

Auch Phorik war einmal ihre Zielscheibe gewesen, doch er hatte sie abblitzen lassen. Solche Frauen waren Luft für ihn, sie wickelten die Männer ein, schmierten ihnen Honig ums Maul und warfen ihnen am Ende Knüppel zwischen die Beine. Also Abschaum. Er ging dieser Art Wolf im Schafspelz grundsätzlich nicht auf den Leim.

Stattdessen zog er es vor, eine ruhige Kugel zu schieben und sein eigenes Süppchen zu kochen.

Das Unheil nahm jedoch seinen Lauf, als man ihm brühwarm erzählte, dass Meta vom Chef in Metas Rostlaube nach Strich und Faden vernascht worden war. Der Chef war ein aufgeblasenes Großmaul, ein gespreizter Hahn, der gerne großkotzige Sprüche klopfte, ein unverfrorener Schürzenjäger, der nichts anbrennen ließ, was er aber nicht an die große Glocke gehängt sehen mochte, denn seine bessere Hälfte warf ein strenges Auge auf das liebedienerische, junge Gemüse, das versuchte, ihrem Mann um den Bart zu gehen.

"Der Boss hat sie genagelt und sie hat dabei geschrien wie am Spieß".

Phorik hing an den Lippen des unverfrorenen Schnüfflers. Band der ihm einen Bären auf, führte ihn hinter das Licht? Er ermittelte auf eigene Faust. Fand sich auf dem Boden der Tatsachen. Ihm schwoll die Zornesader. Also spielte er Schmierfink im Käseblatt des Provinznestes. Doch dann sickerte durch, auf wessen Mist der zwielichtige Erguss gewachsen war.

Würde dieser Fehltritt dem Chef unter die Augen kommen, braute sich ein Donnerwetter über ihm zusammen. Das Damoklesschwert schwankte schon im Wind.

Phorik wurde nicht lang auf die Folter gespannt. Als er im Büro die eiskalte Miene des Chefs sah, wusste er, was das Stündlein geschlagen hatte. Der Chef würde ihn wie eine heiße Kartoffel fallen lassen, er würde Hackfleisch aus ihm machen. Aber dann kam es noch viel schlimmer.

"Sie haben sich das alles aus den Fingern gesaugt, Sie falscher Fuffziger! Das schreit nicht nur, das stinkt zum Himmel! Mir kocht das Blut in den Adern, Sie Unglücksrabe", schrie der Boss aus vollem Halse, "seit Monaten tanzen Sie mir auf der Nase herum. Ich habe die Schnauze voll von Ihnen. Ich mache Ihnen die Hölle heiß! Ich schicke Sie in die Wüste!"

Die Wüste, das bedeutete Außendienst. Da würde er in der Patsche sitzen, in der Tinte, dort war er im Eimer, im Arsch und das am Arsch der Welt. Angepinkelt, beschissen, ausgebootet.

Phorik spürte einen Kloß im Hals. Er schwieg wie das Grab seiner Mutter, wollte sich nicht den Mund verbrennen. Aber er hatte die Hose voll. Wie ein Ölgötze, wie ein begossener Pudel stand er da, während der Chef von seinem hohen Ross herunter lauthals Hohn

und Spott über ihm ausschüttete. Der Boden wankte unter Phoriks Füßen, während ihm der Arsch auf Grundeis ging.

Dieser Eiertanz machte ihn allerdings auch misstrauisch. Da war vielleicht noch etwas anderes im Busch. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel war dieser Dolchstoß gekommen, jemand musste ihn angeschwärzt haben.

War es Meta, die ihm das eingebrockt hatte? Diese Zimtziege, diese Schachtel!

Die Wut löste ihm endlich die Zunge. Zähneknirschend versprühte er Gift und Galle. Er würde sich diesen kleinen Pinscher zur Brust nehmen. Den eitlen Gockel zur Schnecke machen. Ihm an den Karren fahren. Ihm Daumenschrauben anlegen. Ihn in die Zange nehmen. In Schach halten, die Stirn bieten. Er würde den Spieß umdrehen und mit gleicher Münze heimzahlen. Alle Vorsicht über Bord werfen. Er hatte zwar nichts in der Hand, aber damit wollte er ein Exempel statuieren.

"Sie wollen mit mir Schlitten fahren? Mich aufs Glatteis führen? Mich vor den Kopf stoßen? Sie trübe Tasse! Ich glaube, Sie haben den Mund zu voll genommen. Seit ich mir hier als Mädchen für alles die Finger wund schreibe, trampeln Sie auf meinen Nerven herum, ja töten mir den Nerv. Wie viele Kröten habe ich Ihnen zuliebe geschluckt? Wie viele Kastanien für Sie aus dem Feuer geholt? Sie sind mein Sargnagel. Ich soll vor Ihnen im Büßerhemd auf den Knien liegen und zu Kreuze kriechen, aber fassen Sie sich mal an die eigene Nase."

Während ihm diese Grobheiten entgegen geschleudert wurden, war der Chef aus allen Wolken gefallen.

Als er dessen dummes Gesicht sah, bekam Phorik Oberwasser und gab seinem Affen Zucker. Er setzte alles auf eine Karte und redete, wie ihm der Schnabel gewachsen war.

"Sie haben mir Sand in die Augen gestreut, mich hinters Licht geführt, mich mit an den Haaren herbeigezogenen Bloßstellungen zum Narren gehalten, mir einen Bären aufgebunden, mir die Pistole auf die Brust gesetzt, den Teufel an die Wand gemalt. Sie glauben, ich habe Dreck am Stecken? Minuspunkte auf dem Kerbholz? Ab sofort werde ich mein Licht nicht mehr unter den Scheffel stellen. Sie sind ein Schaumschläger, ein Wortklauber, ein rotes Tuch, ein Dorn im Auge des Wahren, Guten, Schönen. Sie leben buchstäblich hinter dem Mond."

Das hatte zwar kaum noch Biss, doch damit hatte er nicht nur ins Schwarze, sondern auch den Nagel auf den Kopf getroffen. Der Chef knickte ein, dieser Stich ins Wespennest hatte ihm die Sprache verschlagen.

Er ging ein wie eine Primel. Er war platt, lag am Boden, war zur Strecke gebracht. Doch dann erhellte ein Geistesblitz seinen Gehirnkasten. Phorik hatte doch nur mit gleicher Elle gemessen, sie beide waren vom gleichen Kaliber. Oder zogen sie etwa nicht am gleichen Strang? Glichen sie sich nicht wie ein Ei dem anderen? Warum konnten sie dann nicht mit einer Stimme sprechen?

Seine Kinderstube fiel ihm ein. Wie ein Elefant im Porzellanladen hatte er sich soeben aufgeführt. Hand aufs Herz, er hatte sich vergaloppiert.

Er reichte Phorik die Hände, herzte und drückte ihn. So lagen sie sich also nicht mehr in den Haaren, sondern in den Armen.

In diesem Moment trat Meta auf die Bildfläche. Sie rieb sich die Augen.

"Jetzt fällt es mir wie Schuppen von den Augen", flüsterte sie.

"Phorik hat mir die Augen geöffnet", sagte der Chef.

"Ich werde ein Auge zudrücken", sagte Phorik.

"Aus den Augen, aus dem Sinn", bohrte Meta.

"Das hätte ins Auge gehen können", legte Phorik den Finger in die Wunde.

"Augenwischerei. Na. Ich drücke ein Auge zu", sagte Meta mit einem lachenden und einem weinenden Auge.

Und dann psalmodierte sie: "Ich sei, gewährt mir die Bitte, in Eurem Bunde die Dritte!"

Phorik jubilierte: "Ich freue mich wie ein Schneekönig. Ich bin im Himmel, dies ist das Paradies auf Erden."

Meta sagte: "Hoffentlich wächst bald Gras über diese abgegriffenen Plattitüden aus dem Nähkästchen der Volksseele. Wie kann man nur so einen hanebüchernen Mist verzapfen!"



Regina Schleheck

Über den Verfall der Moral

Das Wort „Moral“ hatte in seinem Denken einen festen Platz. Es konnte sozusagen als Überschrift über all sein Denken und Tun gelten. Festgemeißelt in Blockschrift. Großes „M“ und klein: „oral“.

Als seine Frau starb, verselbständigte sich das „M“. Sie hatte ihn immer knapp gehalten, was Sinnlichkeit anging. Jetzt war der Weg frei. Es fing gleich nach der Beerdigung an, als er mit sich allein sein wollte und in dieser zwielichtigen Kneipe einkehrte.

Zuerst bestellte er das scharfe Zeug nur, um seine Gedanken zum Stillstand zu bringen. Aber einer reichte nicht. Nach einem kurzen Aussetzer, ging es wieder los da oben.

Der Zweite brachte ihn auf den Geschmack. Mmmm. Das klang nach mehr.

Nach dem Zehnten war sein Kopf zum Stillstand gekommen. Er lag reglos auf der Theke. Tiefer unten war der Teufel los. Das reinste Karussell.

Die Barfrau, der er sein trostloses Leben über den Tresen gekotzt hatte, schloss den Laden und schleppte ihn ab auf ihr Zimmer. Er entleerte den Inhalt seiner Därme unverzüglich in ihr Bad und lag dann wie tot auf ihrem Bett. Die Frau brachte ihn wieder ins Leben zurück. Auch das war ihm neu, wie sie es tat. Mmmm, das weckte seine Lebensgeister. Erst allmählich verstand er, *wie* sie es tat. Da hatte sich der Rest seines moralischen Denkens verselbstständigt. Mit dem Mund! Gott, was tat das gut!

Aber das konnte natürlich nicht gut ausgehen. Wo bleibt denn da die Moral?

Die Frau hatte einen Gefährten, der an diesem Abend unerwartet zurückkehrte. Er war nicht erbaut, seine Geliebte in diesem Zustand vorzufinden. So entleerte der betrogene Liebhaber einen Kübel Schmähungen über das ertappte Paar.

Da passierte es, dass die große Hitze über den Mann kam. Sie überfiel ihn sozusagen hinterrücks. Und was passiert, wenn die Moral in große Glut gerät? Sie schrumpft. Erst rücken alle Buchstaben wieder eng zusammen. Dann ist nichts mehr mit Genießen, und schon gar nicht auf diese Weise. Das sittliche Denken ist wiederhergestellt, und es duldet keine unflätigen Bemerkungen.

Aber die Hitze kam doch aus dem Hinterhalt. Der Mann war nicht darauf vorbereitet und konnte sie nicht rechtzeitig aufhalten. Sie wirkte so heftig von hinten auf seine Moral ein, dass das kleine l ganz dicht an das kleine a gepresst wurde. Die beiden verschmolzen zu einem neuen Buchstaben. Und da war es auch schon passiert. Mit dem Marmor-Aschenbecher.

Den Rest seines Lebens verbringt unser Mann nun hinter Gittern. Manchmal kommt die Barfrau ihn noch besuchen.

Und die Moral von der Geschichte? - Moral braucht hinten und vorne Luft.



Maria Conlan

Unverstanden

Hinter einer Burka

Aus Höflichkeitsfloskeln und Schweigen

Verbergen sich unsere Seelen

Missverstanden

Wie vom Ich und Du zum Wir entwirren?

Wie nur, wie?

Ver-wir-rung lösen

Ein WIR auslösen

Mit dem Lösegeld des Verzeihens:

Gefühle preisgeben und Verständnis gewinnen

Wie nur, wie?

UND statt ABER

Gefühltes verstehen

Gegenseitig das Anderssein zulassen

Sprache und Tarnung

Wie nur, wie?

Wo Worte verwunden und im Weg stehen

Wortlos verste

Versprochenes Wunschdenken

Wie nur, wie?



Sprachversteckspiel

Komm, lass uns verstecken spielen.

Ich verstecke mich hinter dem DU und

Meine Ablehnung hinter der Höflichkeit.

Ich suche dich auf den Allgemeinplätzen

Und in den Worthülsen der Belanglosigkeit

Ich schaue in deine Richtung, wenn du sprichst

Und durch dich hindurch.

Sprache und Tarnung

Im Sonnenschein unter blauem Himmel
Regnen Hagelkörner in meine Seele
Groß wie Felsklumpen,
Die von deinem Herzen stolpern
Nach dem Kostümball der Emotionen und Gedanken
Klebt das beste Kostüm golden umrahmt
im Fotoalbum der Eitelkeiten
Ich bin ein Mensch -
Und keiner holt mich da raus
Suche mich, entdecke mich, finde mich – bitte.



Heinz-Helmut Hadwiger

Versteckten Sinns

Ich spreche manchmal absichtlich mehrdeutig
und - dass man mich nicht gleich versteht - arkan
und lass die Leute mutmaßen und fragen;
chamäleonesk bin ich, schlangenhäutig,
doch damit ist es meistens nicht getan,
denn ich hab viel auf einmal stets zu sagen
und bin verschlagen.

Ich kann euch doch nicht vor mir selber warnen!
Dass jedweder von selbst dahinter komme,
wozu es fromme!

Statt zu umgarnen, will ich mich nur tarnen,
damit man, wenn ich mich geschickt verstecke,
der seichten Worte tiefern Sinn entdecke.

* * *

Worte entschleiern

Mit Sprache spiele ich, je nach Bedarfe,
mit Sprache, nicht allein mit einzeln Worten.
Nicht oberflächlich soll man mich verstehen.
Die Wörter dienen mir dabei als Larve,
von denen ich nur vorgeb, sie zu horten.
In Wahrheit müsste man dahinter sehen.
Ist 's ein Vergehen,
gedankenlose Zuhörer zu zwingen,
mehr Anteil und Begeisterung zu zeigen,
die ihnen eigen
an allen für mich wesentlichen Dingen?
Sie sollen sich ein wenig Mühe geben,
die Schleier der Gesichter hochzuheben!

* * *

Sich bedeckt geben

Beim Spiel verwende ich verdeckte Karten.
Ich lass mir auch nicht in mein Blatt reinschauen.
Ja, der riskiert etwas, der mich anspricht.
Wenn man mich treffen will, muss man oft
warten.
Mich vor den Kopf zu stoßen, heißt sich trauen.
Es fragt mich wiederholt, wer drauf erpicht.
Dann hört er ein Gedicht.
Die mich einst unkompliziert-einfach fanden,
die machen heute selten einen Stich.
Geradheraus war ich.
Verschlossen jetzt, bei mir ist kaum zu landen.
Bin schwer erreichbar drum, auf alle Fälle,
weil ich mich meistens wunderbar verstelle.

* * *

Kein Versteckspiel

Nein, ich betrachte es nicht als ein Spiel,
wenn ich mich hinter einem Satz verberge.
Es ist ja nicht der Satz beim Tennisset!
Denn mehr als hintergründig ist mein Ziel,
Ich leg' s wie einer der Schneewittchenzwerge
an, eifre mit allen andern um die Wett',
ob sich da noch was tät.
Ich bin so wie das Apfelfgift verborgen
und rat euch, beißt gedankenlos nicht rein;
der letzte Biss könnt's sein,
und danach gäbe es für euch kein Morgen.
Wenn ich mich wörtlich tarne um fünf Ecken,
kann ich mich recht vernünftig noch verstecken.

* * *

Affengeil

Ich spreche, nein, ich spucke es nicht aus,
was man mir einstmals in den Mund gelegt.
Man würde mir das Wort im Mund umdrehen!
Für mich ist, was ihr sagt, ein Ohrenschaus,
daran wird sich gelabt, das wird gehegt!
Nichts sagen, hören nichts und auch nichts sehen
-
das affengleich verstehen!
Denn wer nichts hört, kann auch nichts
wiedergeben.
Und wer nichts sieht, der ließe das Beschreiben
doch besser bleiben!
So darf er sich des Sagens selbst entheben.
Ich wäre gerne an Erfahrung reich;
dann machte ich es den drei Affen gleich.

* * *

Viel Lärm um nichts

Besteht die Sprache nicht nur aus Geräuschen,
dann wird ihr doch ein Inhalt innewohnen,
der zweckgerichtet ist und voller Sinn.

Man kann sie zwar zum Tarnen und zum
Täuschen
verwenden, doch das müsste sich auch lohnen,
wäre selbst immateriell nur der Gewinn,
ich käme nicht umhin.

Ich bin ja doch kein lauter Jahrmarktschreier
und hab nicht mindere Ware anzupreisen,
und demnach kreisen
meine Worte nicht um faule Eier.

Bloß um sich abzuheben vom Gewimmel,
muss etwas noch nicht stinken bis zum Himmel!

* * *

Auf ein off'nes Wort!

Gibt' s Worte doch, sich zu verständigen
und um einander etwas kundzutun,
anstatt damit zu täuschen, sich zu tarnen!

Sie sollten stets den Wert aushändigen,
den sie darstellen, auf dem sie beruh'n,
anstatt vor Scheingefahren nur zu warnen,
so zu umgarnen.

Sie sollten Eindruck auch zum Ausdruck bringen,
denn ich verlange, dass sie immer ehrlich;
sei's auch gefährlich;
sich dafür off'ne Worte abzurufen.

Hier das Zitat: "Dein Wort soll aber sein
Ja, ja, nein nein!" Das fällt mir dazu ein.

* * *

Sprachangepasst

Vielleicht sollt ich auch sprachlich Mimikry
als ganz besondere Tarnung unternehmen.
Bezeichnet einer Tierart Ähnlichkeit
doch eine zweite Art, so dass dann nie
die dritte Tierart in der beiden Schemen
den Unterschied erkennen kann, bereit
für jede Schlüssigkeit.

Das heißt, ich sollte meine Sprache tarnen,
dass sie sich nicht von andern unterscheidet,
so sehr sie drunter leidet,
dass sie sich weder wehren kann noch warnen.
Wer aber wird den Wesenszug erkennen,
wenn wir ihn nicht beim rechten Namen
nennen?

* * *

Vermummungsgebot

Getarnt bin sprachlich ich so wie maskiert,
doch wollt' ich was verbergen überdies,
müsst ich versuchen, es geheim zu halten.
Dann wäre es verhüllt, von mir kaschiert,
weil es versteckt, verschleiert sich erwies,
umgeben von verschwommenen Gestalten,
sich deutlich zu entfalten,
gehindert und im Wortgerüst verstummt,
bewölkt, vernebelt, unsichtbar gemacht,
mit keinem Sterbenswort verwischt bedacht,
nur eingekapselt, zugedeckt, ver mummt.
So würd es eingewickelt und in Hüllen,
der Sprachunkenntlichkeit Gebot erfüllen.

* * *

Unverhüllt

Gilt es, der Sprache Spuren zu verwischen
und ihren Ausdruck unkenntlich zu machen,
hieß es sich der Erkenntnis zu verschließen,
dass trotz Verdunkelns, Lichtertilgens zwischen
Vertrumtheit, Dämmerung, Aufbruch, Erwachen
stillschweigend die verhehlten Grenzen fließen,
drüber hinauszuschießen.

Statt sich in Sprachlosigkeit einzuhüllen
und hinter Ignoranz sich zu verstecken,
mit Unvernunft bedecken,
verlangt es mich, die Forderung erfüllen,
dass Sprache dazu dient, etwas zu sagen,
verkrochen nicht, verschanzt nicht noch
verschlagen.

* * *

Mund halten

Ich will mich doch durch Worte nicht verraten.

Ich habe manch Geheimnis zu verschweigen,
das kann ich nur verbergen und vergraben.

Anstatt mit Worten, sprecht vielmehr durch
Taten!

Dann könnt ihr euren wahren Einsatz zeigen.

Sind alle, die wir schon verschleiert haben,
nur Wortvorgaben?

Dann müssen wir sie still für uns behalten:

Verheimlichen, Vertuschen und Verhehlen
darf dann nur zählen,

anstatt die Wirklichkeit mitzugestalten.

Denn wollen wir nur wenig unterschlagen,

dann dürfen wir kein Sterbenswörtchen sagen.

* * *

Deshalb: der Tanz um das goldene Kalb

Willst du mir heimlich einen Wunsch erfüllen,
darfst du dich nicht verschließen und
verkriechen,
darfst du dich hinter Hürden nicht verschanzen,
darfst du dich nicht maskieren und verhüllen,
dann musst du meine Sehnsucht förmlich
riechen,
Verborgenes erraten, sehn im Ganzen:
Ich möchte tanzen!
Und um damit bei niemand anzuecken,
musst du, was ich mir wünsche, was ich will,
heimlich und still,
geschickt vor aller Augen wegverstecken.
So wirst du, ohne jemand zu verletzen,
mein heimlich' Wünschen in die Tat umsetzen.

* * *

Verstecktes lässt sich schwer beweisen

Um alle Mörderspuren zu verwischen,
um zu beseitigen, was mich verrät,
verlangt 's, die Fährte unkenntlich zu machen,
verstaubte Hintergründe aufzufrischen,
Gestürztes aufzurichten, dass es steht,
und über längst verdrängte sieben Sachen
befreit zu lachen.

Indizien und alle Tatanzeichen,
die mich entlarven könnten, überführen,
daran zu rühren,
sind schleunigst zu entfernen, dass sie weichen.
So könnte ich bei dem Verbrechen hoffen,
die Tat blieb unentdeckt, die Lösung offen.

* * *

Was verschwiegen, muss versiegen

Mit Sprache lässt Unsägliches sich sagen,
es lässt sich Scheinbar-Eindruck echt ausdrücken
und, was uns widerfährt, in Worte kleiden.

Man muss nur Einspruch wie auch Ausspruch
wagen,
dann kann, es umzusetzen, manchmal glücken,
man darf nicht Schmerz und Scherz vermengt
erleiden,
nein, keins von beiden.

Nur so gelingt 's, was andere verstecken,
was sie verhüllen anstatt preiszugeben,
hervorzuheben, darzutun, zu entdecken.

So lassen sich durch aufrichtiges Sprechen
Geheimnis lüften, Bann des Schweigens brechen.

* * *

Birgit Herkula

Flucht der Worte

Ich habe Angst vor den Worten,
die ungedacht aus meinem Mund nebeln.
Worte, die meinem Kopf entfleuchen,
ohne dass ich sie schreiben konnte.
Worte versteckt in den gestrigen Klabachen,
O-Busse, die sie aus entblätterten Häusern reißen.
Worte, die sich in Heilerde senken
und als trockener Staub über die Städte ziehen.
Worte, die meinem Klagelied fehlen
und sich durch die stolzen Turbane der Tuareg winden.

Du, treuer Freund, kannst mich nicht retten
vor der Trauer erwachsenen Seins und infantiler Begierden.

Am Tor des Lichts schallen die Rufe der Muezzins
über die steinernen Gräber des Friedhofs.

Sprache und Tarnung

Ich bin zu früh für das Licht der Savanne,
die flimmernde Wärme über den trostlosen Tag,
die regierenden Stühle mit meinem Namen.

Es gibt keine Komparsen.

Sogar die Gazellen sind im Gelärm der Gazetten
noch vor mir auf der Flucht.

Springende Beine, brüllende Worte.

Du, mein Freund, bist der Frieden.

Wer wird an uns denken,
wenn wir die ans Halsband geketteten Fragen stellen?

Meine habseligen Schätze:

Worte, so viele Worte.

Mein Freund, Liebe bist du.



Umkehrreim

von Regina Schleheck

einen heiligen kanadier

kanadier

- reidanak

schwur einer schönen diametral

diametral

lartemaid

ein ungetreuer annamelinda

annamelinda

adnilemanna

und schlug sie in den annabelle

annabelle

ellebanna

wer hier schon ahnt das abendliednebel

abendliednebel

lebendeildnebel

a

übt besser gleich die mixednew

mixednew

wendexim

dreht das ende buchstäblich mus

mus

sum

macht abstriche – und bleibt nicht hammudabi

hammudabi

ibadumma

Michael Hüttenberger
Tarnungen

Vorbemerkung

Ich nähere mich mit dieser Thematik in dreierlei Weise:

- inhaltlich:
Die Tarnung „klassischer“ Gedichte mit einem weihnachtlichen Gewand. Von Hölderlin bis Jandl, vom Zauberlehrling bis zum Zappel-Philipp habe ich Gedichte verweihnachtet, 17 Originale und ihre Tarnungen präsentiere ich hier.
- förmlich:
Die Tarnung von „Leidenschaft“, genauer von „7 Minuten Leidenschaft“ erfolgt anagrammatisch. Fünf anagrammatische Variationen der Verszeile *Sieben Minuten Leidenschaft* sind hier zu lesen.
- sprachlich:
Die Ent-Tarnung latenter Vorurteilsstrukturen durch minimalinvasive Spracheingriffe erfolgt in zwei Gedichten, zum einen über Konsonantentausch, zum anderen über das Tauschen eines Vokals.
Das Anprangern realer Personen wird getarnt durch das Verstecken ihrer (Nach)Namen im Text, dazu ebenfalls zwei Texte (mit Kontexterläuterung, um die Enttarnung vornehmen zu können).

* * *

Tarnung inhaltlich: 17 Klassiker in weihnachtlichem Gewand

Originale

von namhaften deutschen Dichtern

Der Erlkönig von Johann Wolfgang Goethe

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er fasst ihn sicher, er hält ihn warm.

Die Bürgschaft von Friedrich Schiller

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Damon, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!“
Entgegnet ihm finster der Wüterich:
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!“
„Das sollst du am Kreuze bereuen!“

Loreley von Heinrich Heine

Ich weiß nicht was soll es bedeuten,
Dass ich so traurig bin.
Ein Märchen aus uralten Zeiten,
Das geht mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein,
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein...

Die Glocke von Friedrich Schiller

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt
Heute muss die Glocke werden,
Frisch, Gesellen, seid zur Hand.
 Von der Stirne heiß
 Rinnen muss der Schweiß,
Soll das Werk des Meisters loben,
Doch der Segen kommt von oben.

Verweihnachtlichungen

von Michael Hüttenberger

Der Sternkönig

Was scheint so hell trotz Nacht und Wind?
Es ist der Stern, er scheint fürs Kind,
Es liegt in Stroh nur, wohl ist es arm,
Doch liegt es sicher, das Stroh hält warm.

Die Skatbrüderschaft

Zum Jesuskind in der Krippe schlich,
Melchior im prächt'gen Gewande.
Er kam aus entlegenem Lande.
„Wo sind die zwei anderen, Melchior, sprich“,
So fragte ihn Joseph, und Melchior zischt:
„Ich weiß nichts von anderen Zweien!“
„Da wird sich das Kind nicht sehr freuen!“

Weihnachtereiy

Ich weiß noch, die Kirchenglocken läuten,
Und Schnee fällt leise hin,
So war es in Vorweihnachtszeiten,
So geht's mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und im Dunkeln
Steht leuchtend schön der Baum.
Die Sterne am Himmel funkeln.
So geht mein Weihnachtstraum.

Frohlocke

Kaum gemauert, auf die Erden
Ist der Stall nur hingestellt,
Hier, das soll gepriesen werden,
Kam der Heiland auf die Welt.
 Bethlehem, so heißt
 Dieser Ort, beweist,
Selbst wenn darum Kriege toben:
Jeder Segen kommt von oben.

**Die Geschichte vom Zappel-Philipp
von Heinrich Hoffmann**

„Ob der Philipp heute still
Wohl bei Tische sitzen will?“
Also sprach in ernstem Ton
Der Papa zu seinem Sohn.
Und die Mutter blickte stumm
Auf dem ganzen Tisch herum.

Doch der Philipp hörte nicht,
Was zu ihm der Vater spricht.
... Seht, ihr lieben Kinder, seht,
Wie's dem Philipp weiter geht!
... Gaukelt, schaukelt ... hin und her,
„Philipp, das missfällt mir sehr!“

**Hänschen klein
volkstümlich**

Hänschen klein
ging allein
in die weite Welt hinein.
Stock und Hut
steht ihm gut,
ist gar wohlgemut.
Aber Mama weint so sehr,
hat ja nun kein Hänschen mehr.
Da besinnt
sich das Kind,
läuft nach Haus geschwind.

**Hymne an die Freiheit
von Friedrich Hölderlin**

Wonne säng' ich an des Orkus Toren,
Und die Schatten lehr' ich Trunkenheit,
Denn ich sah, vor Tausenden erkoren
Meiner Göttin ganze Göttlichkeit;
Wie nach dumpfer Nacht im Purpurscheine
Der Pilote seinen Ozean,
Wie die Seligen Elysens Haine
Staun ich dich, geliebtes Wunder! an.

Die Geschichte vom Brabbel-Heiland

„Ob der Heiland heute still
In der Krippe liegen will?“
Also sprach zu Ochs und Schaf
Josef, sehnte sich nach Schlaf.
Und Maria blickte stumm
Durch den ganzen Stall herum.

Doch das Kindlein hörte nicht,
Was von ihm der Vater spricht.
Seht, ihr lieben Leute, seht,
Wie es einem Vater geht!
Fragt da jemand: Welchem, wer?
Bitte, das missfällt mir sehr!“

Jesulein

Jesuskind
kam geschwind
auf die Welt bei Schaf und Rind.
Jesulein,
zart und klein,
in die Krippe rein.
Und Maria seufzte schwer:
Wenn's nur nicht so dunkel wär.
Da, ein Stern!
So, von fern
sah man Gott den Herrn.

Hymne an die Zweiheit

Wonnig fühl' ich meine warmen Ohren,
Und vom Glühwein spür' ich Trunkenheit,
Hab beim Kaufen Tausende verloren:
Meiner Gattin Unersättlichkeit.
Weil zur Weihnacht bis zum letzten Scheine
Not' für Not' mir mein Besitz entrann,
Macht die rote Glut mich heut' im Weine
Mehr als du, geliebte Gattin! an.

Das Einheitsfrontlied
von **Bertolt Brecht/Hanns Eisler**

Und weil der Mensch ein Mensch ist,
Drum braucht er was zum Essen, bitte sehr.
Es macht ihn ein Geschwätz nicht satt,
Das schafft kein Essen her.
Drum links, zwei, drei!
Drum links, zwei, drei!
Wo dein Platz, Genosse, ist!
Reih' dich ein in die Arbeitereinheitsfront,
Weil du auch ein Arbeiter bist.

Die Thälmann-Kolonne
von **Karl Ernst/Paul Dessau**

Spaniens Himmel breitet seine Sterne
Über unsre Schützengräben aus,
Und der Morgen grüßt schon aus der Ferne,
Bald geht es zu neuem Kampf hinaus.
Die Heimat ist weit,
Doch wir sind bereit.
Wir kämpfen und siegen für dich:
Für Spaniens Freiheit!

Die Internationale von **Emil Luckhardt**

Wacht auf, Verdammte dieser Erde,
die stets man noch zum Hungern zwingt!
Das Recht wie Glut im Kraterherde
nun mit Macht zum Durchbruch dringt.
Reinen Tisch macht mit dem Bedränger!
Heer der Sklaven, wache auf!
Ein Nichts zu sein, tragt es nicht länger
Alles zu werden, strömt zuhaufl!
Völker, hört die Signale!
Auf zum letzten Gefecht!
Die Internationale
erkämpft das Menschenrecht.

Abendlied von **Matthias Claudius**

Der Mond ist aufgegangen.
Die gold'nen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steigt
Der weiße Nebel, wunderbar.

Das Einkaufsfrontlied

Und weil Advent Advent ist,
Drum braucht es Weihnachtsmärkte, bitte sehr,
Weil man sonst nichts zum Schenken hat,
Doch ein Geschenk muss her.
Und links steh' n zwei
Und rechts noch drei
Weihnachtsstände wunderschön!
Kauf' dort ein, nimm was mit, und schon bist du bei
Dir zu Hause gerne geseh'n.

Die König-Karawane

Hoch am Himmel breiten Weihnachtssterne
Ihren Glanz auf Stall und Krippe aus.
Früh am Morgen ziehen aus der Ferne
Heil'ge Könige ins Land hinaus
Ihr Heiland ist weit,
Doch zur rechten Zeit
Erreichen den Stall sie zu Fuß
Und finden Jesus.

Die Christen-Pastorale

Passt auf, ihr Gläubigen der Erde,
Dass niemand jetzt in Schlaf versinkt!
Das beste Schaf in seiner Herde
Euer Gott zur Erde bringt.
Heute Nacht wird es manchem bänger,
Denn ein Stern geht für Euch auf.
Brecht auf, und wartet nicht mehr länger
Und strömt nach Bethlehem zuhaufl!
Christen, hört die Signale,
Folgt dem Licht, folgt dem Stern
Zum Jesuskind im Stalle.
Bet't an und lobt den Herrn.

Knabenlied

Der Stern war aufgegangen,
Am Weihnachtshimmel sangen
Die Engel hell und klar.
Die Hirten sich verneigten
Und Ochs und Esel zeigten
Wie knabenbringend all das war.

Mondnacht von Joseph von Eichendorff

Es war, als hätt' der Himmel
Die Erde still geküsst,
Dass sie im Blütenschimmer
Von ihm nun träumen müsst.

Die Luft ging durch die Felder,
Die Ähren wogten sacht,
Es rauschten leis' die Wälder,
So sternklar war die Nacht.

Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

Er ist's von Eduard Mörike

Frühling lässt sein blaues Band
Wieder flattern durch die Lüfte;
Süße, wohlbekannte Düfte
Streifen ahnungsvoll das Land.
Veilchen träumen schon,
Wollen balde kommen.
- Horch, von fern ein leiser Harfenton!
Frühling, ja du bist's!
Dich hab ich vernommen!

Meeresstrand von Theodor Storm

Ans Haff nun fliegt die Möwe,
Und Dämmerung bricht herein;
Über die feuchten Watten
Spiegelt der Abendschein.

Graues Geflügel huschet
Neben dem Wasser her;
Wie Träume liegen die Inseln
Im Nebel auf dem Meer.

Ich höre des gärenden Schlammes
Geheimnisvollen Ton,
Einsames Vogelrufen —
So war es immer schon.

Noch einmal schauert leise
Und schweiget dann der Wind;
Vernehmlich werden die Stimmen,
Die über der Tiefe sind.

Sternnacht

Es war, als hätt' ein Engel
Maria still geküsst,
Dass sie nun Gottes Bengel
Alsbald gebären müsst.

In Bethlehem im Stalle
Ward er zur Welt gebracht,
Die Hirten sangen alle,
So sternhell war die Nacht.

Und Gottes Engel spannten
Weit ihre Flügel aus,
Seitdem ist hierzulande
Das Weihnachtsfest zu Haus.

Er ist's

Josef hält Marias Hand,
Puls am Flattern, ihre Hüfte;
Streckt vom Stroh sie in die Lüfte,
Beine drücken an die Wand.
Wehen, pressen schon,
Gleich, jetzt will er kommen.
- Horch, vom Stall, ein erster Lebenston!
Jesus, ja du bist's!
Dich hab ich vernommen!

Weihnachtsstand

Zum Marktplatz fliegt die Taube,
Und Dämmerung bricht herein;
Über den Weihnachtsbuden
Glänzet der Lichter Schein.

Frauen und Kinder huschen
Zwischen den Buden her;
Die Männer stehen zusammen
Und trinken Gläser leer.

Ich hör wie des Glockenspieles
So stimmungsvoller Ton
Sich mischt mit lautem Hupen —
Das nervt mich immer schon.

Noch einmal klinget leise
Ein Weihnachtslied im Wind;
Dann wieder vernehm ich die Stimmen,
Die trunken vom Glühwein sind.

Der Zauberlehrling
von **Johann Wolfgang Goethe**

Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt ich und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Tu' ich Wunder auch.

Walle! Walle
Manche Strecke,
Dass, zum Zwecke,
Wasser fließe,
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Die Ameisen von Joachim Ringelnatz

In Hamburg lebten zwei Ameisen,
Die wollten nach Australien reisen.
Bei Altona auf der Chaussee
Da taten ihnen die Beine weh.
Und so verzichteten sie weise
Dann auf den letzten Teil der Reise.

So will man oft und kann doch nicht
Und leistet dann recht gern Verzicht.

Ottos Mops von Ernst Jandl

ottos mops trotzt.
otto: fort mops fort!
ottos mops hopst fort.
otto: soso.

otto holt koks.
otto holt obst.
otto horcht.
otto: mopsmops!

otto hofft.
ottos mops klopft.
otto: komm mops komm!
ottos mops kommt.
ottos mops kotzt.
otto: ogottogott!

Marias Wanderlehren

Hatt' der alte Zimmermann
Sich doch einmal wegbegeben,
Kommt ein Engel, macht mich an,
Gott, geschickt, er macht mir leben.
Spür, wie seine Stärke
Reift in meinem Bauch,
Glaub an Gottes Werke.
Josef, hoff ich, auch.

Muss nun wandern
Jene Strecke
Nur zum Zwecke,
Dass gebäre
Ich im Stall den Sohn des andern.
Wenn nur Josefs Blick nicht wäre.

Die 3 Weisen

Im Morgenland lebten drei Weisen,
Die wollten nach Bethlehem reisen.
Weil unterwegs in der Wüste
Ein heller Stern sie begrüßte,
Schafften sie auf diese Weise
Dann auch den letzten Teil der Reise.

So kommt man, will man oder nicht,
In einen biblischen Bericht.

Marias Manko

marias mama motzt.
maria: mama meine menstruation.
marias mama missmutig.
maria: mama mach mir mut!

marias mama mahnt.
maria: mein man mag mich.
marias mama mauschelt:
männer muss man manipulieren.

maria mustert mama.
maria: mein mann mag mythen.
marias mama: maximaler megamythos:
maria - messias makelose mutter!
maria mulmig: mensch mama!
maria müde: mama meine migräne.

Tarnung förmlich: 5 anagrammatische Variationen zu *Sieben Minuten Leidenschaft*

Sieben Minuten Leidenschaft?

Nein, Tims Leiden: Bunte Schafe!
Neun Schafe misten, ein Leid! TB
habet (sic!) eins. Und Elfen, meint
Tim, sind übel. Nachts ein Feen-
leben, Nutten in Seide. Ach, im SF-
Film sind es Tunten. Bäche, ein
Fisch im Nebel, Tee an Nudisten,
echte Seen, blind sein mit Faun.

Besuchet einst mein Land. (Fine)

Tim-Fans buchen einen Teil des
Leidens ab: „Suche im Tief“, nennt
Ute dies „Leben in Minneschaft“.
Leise Minnedienste f. Ute, Bach-
Menuette sind in, Chef. In Basel
leiden Schafe mit Bestien. Nun
bete: Sein Licht finde uns. Amen.

NB.: Meine feinste Sucht, Daniel.
Meinst' scheiden, Ute? – Nein, Falb
(sanft), meine neue Sicht bilden:
Hüten! Bin essen, Tim. (D.C. al Fine)

**Sieben Innenstadtflüche im
Minnedienst (eine Fabelsucht)**

Bei Nacht ließ Ute dem Finnen
feste einen blasen. Tim und ich
machens den Bi-Nutten life. Sie
liebten es im Dienst neunfach.
Belinda suchte feiste Minnen.
Dann Tennis, Muse. Ich lebe tief.
Tim leidet an Finnseuchen-BSE.

**CNN-Time: Fies-bunte Headlines,
Themen, Seifen-Acts - neu in BILD**

Delfin-Meute biss nach Nieten
Indien fälscht bunte Meisen
Sinn Fein: Medienschelke tabu
Lena bei Messut in den Fichten
Nicis basteln
Heute FN meiden
Miss Heide tauft ICE
Nennen Bl-
inde Taubenmist „Elfenschnei“?
Müdes Life-Tennis bei Nacht
Bistum: FCN sei „Heiland“ 'ne Ente
Feine Club-Hemden (Set in Satin)
Heimatinsel: Sieben-Cent-Fund
Landsuche: Bieten feinen Mist
Heim-Dienst: LBS auf einen Cent

Bennis tastende Mini-Flüche

Im Inn fasteten Liebe suchend
acht Musil betende Finnen. Sie
sind Bestien, flüchte Stefan,
denn seicht-blaue Feministen
taufte sieben Leichen im DNS-
Fest mit Eichenlaub, sinnende
Fische anbetend. Umleinen ist
in eines Dienstbeamten Fluch
ein unbefindliches Testen am
Innendienstchef, meist lau. Be-
lebend? Nein, mit Seifentausch.
Finde ein Busen-Talent, mische
nie Familien, sucht den Besten
neben euch. Man ist teils Feind.
Neben uns ist Michael fit. Ende.

Linde Nebensuche. Fast in time.

Inselambiente finden? Scheut
Festlandmenschen! Nie bei TUI
buchen! Self-made ist in. Nie ent-
täuscht sein, im Leben finden
Musen Eilande in Fischbetten.

Finden Sie Heimat in Entenclubs?
Lieben Sie Nachtfeten im Sund
mit Tee? Besuchen Sie Finnland
nie! Halten Sie Stunden beim FC-
Stand fit? Lieben Sie München?

Tarnung sprachlich: 2+2 minimalinvasive Spracheingriffe und Versteckspielereien

Internationale Begegnungen

Ich fürchte mich vor fitten Finnen,
ich habe Angst vor schweren Schweden
und allzu lütten Letten.

Ich mag es nicht, wenn Balten balzen,
und hass Norwegen nicht nur wegen
frigiden Samen-Damen.

Ich leide unter breiten Briten,
an Iren mit zu großen Ohren
und Schotten mit nem Schatten.

Ich meide in den Dünen Dänen,
im Strandbad hab ich ungern Ungarn
und an den Poolen Polen.

Ich geh zu Banken nie mit Basken,
frag Korsen nicht nach Wechselkursen
und Sarden nicht nach Salden.

Trau keinem Spanier, der Spalier steht,
kein zweites Mal dem selben Serben,
nicht Russen aller Rassen.

Vor Griechen tu ich mich verkriechen,
ich kratz die Kurve, kommt eine Kurde,
bei Türken geh ich türmen.

Hab meine Not mit diesen Ländern.
Ich ging zu Indern, sie zu lindern,
zu Esten, ließ mich testen.

Sie fanden nichts! Dann eines Nachts
hab ich gedacht: Schreib dies Gedicht,
und alles wird sich ändern!

Ich sage euch

Was mir beim Dichten deuchte,
als ich *aus ich mach euch*
durch die Geschichte scheuchte,
dass sie im Lichte neuer
Erkenntnisse mir leuchte:

Der deutsche Michel meuchelt.

Reichsschulleitertag

ich finde ihn nicht
gut diesen Begriff er
hat so einen leicht
propagandistischen
Anklang bei zweitausend
Schulleiterköpfen
perfekt organisiert
herantransportiert
im Viertelstundentakt
sind die Gedanken schwarz
dominiert nicht braun
wer war nicht dabei als
hinter dem Stehtisch sich
die Ministerin
wolfsverschanzte als
zuvor der Saal noch
kochte rief auch niemand
mein Führer und niemand
wollte die totale
Eigenständigkeit
also eigentlich ein
ganz normaler Vorgang
wenn da nicht dieser
Begriff wäre und
jahrhunderthallender
Widerstand unerwünscht

Kontext:

Eine von MP Roland Koch und Kultusministerin Karin Wolf landesweit angeordnete Schulleiterdienstversammlung im März 2007 in der Höchster Jahrhunderthalle.

Szenen einer Anhörung – unwahrscheinlich exemplarisch

Da sitzen sie nun und spielen FIFA, Partei und Instanz in einem: Ermittler, Chef des Protokolls und richterliches Triumph-Virat. Nennen wir sie Alice, Beate und Conchita, die ABC-Waffen einer niederträchtigen Schulbehörde, scharf gestellt.

Geladen zum Kriegs-Tribunal: Ein frisch fürs Schulleitungsfeuer rekrutiertes Opfer, das es gewagt hat zu widersprechen, gar mangelnde Unterstützung zu beklagen. Sein anwaltlicher Ad-Vokat, der wenig Gelegenheit dazu finden wird.

Die Kampfhandlung beginnt:

Die biologische Waffe, von vorangegangenen Vorgängen weidwund wirkend, eröffnet den Angriff mit einer emotionalen Attacke und wird anschließend aus der Schusslinie genommen. Das Opfer darf sich äußern und wird in minutenschnelle zum Täter degradiert. Die Atomwaffe zündet dabei immer wieder so fanatisch, dass der Opferanwalt zwischenzeitlich aufs Kreuz fällt. Die chemische Waffe setzt die Duftmarke von lieblich auf herb und ätzt mit einem fulminanten Statement über die Normalität des Absurden alle Hilferufe des Opfers von der Platte.

Sieg, das Trio versteigert sich im eigenen Triumph. Der Rest: Schweigen. Die Würde ausradiert. Minutenlang die Ruhe nach dem Sturm.

Opfer-Träume von einem Leben danach, vielleicht ein Winterabend am Kamin, Skifahren vielleicht - nein, diese Verbindung scheint verbrannt. Der Anwalt betritt nach verlorenem Feldkampf gedanklich schon den Klageweg.

Ich glaube, wir können das jetzt beenden, lächelt Conchita, was dann Alice mit letzter Verachtung rasch tat. Nur Beate schweigt weidwund weiter.

Ließe sich das Szenario noch steigern? Logisch.

Stellen wir uns doch mal vor:

Conchita z.B. wäre nach Dienstende eine sympathische Frau, die sich mit bunter Pudelmütze, Helm und Leuchtweste lächelnd grüßend auf ihr Fahrrad schwänge und nach Hause radelte.

Beate wäre eine gnadenlose Verfechterin des Inklusionsgedankens mit hell leuchtendem Anti-Atomkraftaufkleber auf ihrem dunklen Skoda-Kombi.

Und Alice hätte als Landtagsabgeordnete früher einmal die Regierung mit der Frage in Verlegenheit gebracht: Weshalb bleiben die Schulleiter weg, warum müssen vermehrt Schulleiterstellen mehrfach ausgeschrieben werden?

Aber, wir wollen nicht übertreiben: Alles nur die ganz normalen, per se verhassten Behördenvertreter.

Übrigens, das Urteil lautete: Freispruch für die Behörde.

Die Kosten des Verfahrens: Wieder eine Schulleiterin weniger.

Kontext:

Ein reales Dienstgespräch in der niedersächsischen Schulbehörde, die Protagonisten (außer dem „Opfer“) die Personaldezernentin Alice Graschtat, die Referatsleiterin Rita Feldkamp, die Dienstvorgesetzte des „Opfers“ Beate Kaminski und der „Opfer“-Anwalt Thomas Kreutzfeld.

Hymne auf (Ost)Friesland

LebensschicksalsORTende Verse (mit Kurzrast im Oldenburgischen)

Ich will ein Lied für jene HimmelstOCHTER SUM-
men, will die weite Schönheit preisen, WERD UM
ihre Gunst nun ringen, denn wie könnt ich JE VER-
gessen ihr so grünes Band und außerdem DEN
lichten Teint, will küssen, wollt mit ihr im BUNDE
sein, bis mich dereinst der Teufel abHOLT, GAST
in ihrer Stube ewiglich, jedoch vom NORDEN
musst ich immer wieder fort. Dass es so HART WARD,
ahnt ich damals nicht, mein Schicksal GEORGS HEIL,
ich seh, wie jener Mann mit FriesenmütZE TEL-
epathisch mich zur Kneipe zieht, nennt mich GiAUR, ICH
der jene Göttlichkeit an Tiefs und HOHEN KIRCHEN
glaubhaft pries, nun gut, der Mann wirkt vorm KaMIN SEN-
il und stößt, als er von Drachen spricht, mein PILS UM,
gut gefüllt, mein herbes Glas, noch längst nicht LEER,
schwämm lieber doch im Meer, am Strand, im SAND, HORST
wollte er mir sein und Adler und WIE FELS
im Meeresbrand. Dann endlich schien der HALBE MOND,
ich wünscht mir, dass der Fluch vergehe, DORN UM
Dorn ums Haupt, von Ost und Süd und WEST, ERHOLT
kehrt ich zurück, mein innerlicher OSTERMARSCH.
Ich wandre seitdem stetig für mich hin, HOL DORF
für Dorf mir wieder heim, ich lebe, WALLE
in der weiten, kühlen Stille, RASTE DE-
lektierend in der Anmut jenes W ESENS,
welches mir das allerwerteSTE DES DORF-
es ist und meines Lebensalters Schmiede.



Britta Knuth

Tarnbrillen

Am Ende stumm

Hitzeheiss

Warm z e r r i n n t der weiße Sand zwischen
meinen Fingern

Ich liege am Strand der Erschöpfung

HERZklopfen in der Brust des Soldaten

Um mich herum **hebt** die Erde

Mit mir, in mir

Mein Puls, meine Adern, meine Lunge

Alles hebt

Alles p

u

i

s

i

e

r

t

ORGASMUS

Einsatz in der Wüste

Scheinbar sandige Urlaubswelt

n
e
h
c
a
Dein L

Der helle Ton deiner Stimme
Fiktion

Nachts greifen **klirrend kalte** Finger nach mir
Tagsüber **verbrennt** die sengende Sonne mein
Genick

Wir schlafen im Zelt

Über uns das Himmelsdach

Glasklare Luft, voller S c h e r b e n

So rein.....so s p l i t t r i g

Die Propeller über mir drehen sich
wie Klimaanlageanlagen im Freien

Geräuschvoll

Sie **durchschrauben** die Luft mit bemannten

Maschinen

Sorgsam **imSchutzemeinerTarnkappe**

Leise, ganz leise

Raubtierähnlich mit samtendem Schritt

Bewege ich mich nur mil li me ter wei se

Gedanklich
auf dich zu

Die Lippen zum Kuss **g**espitzt

Dich- nur dich- in mir
Dein Bild- eine Fatamorgana
Doch ich halte dich fest
So **fest** und **stark** wie der
immerwährende Lärm der **Propeller** über mir
Gleichzeitig spürend den S

c
h
w
e
i
ß im Genick

DurchdieTarnbrille ein strahlend blauer Himmel
zum Greifen nah
Es **hebt** erneut
trocken klebt die Zunge am Gaumen
Mein r a s e n d e s Herz
wie lustvoll - oder -
getrieben von der **ANGST?**

Meine schwachen Finger

greifen
erneut

xnachx
deinem
xxxBildx

Geblendet sind meine Augen
Nun ein **Knall im Ohr**
Der Unterleib z i t t e r t

Wüstensand rinnt durch meine Hände wie dein
samtenes Haar
Wieder und wieder
Streichelt er mich - oder - streichle ich dich?
Das Flattern im Bauch hört nicht auf
Ebbt nicht ab
Wie eine **Panzerfaust** schlagen meine Emotionen um
sich
Ich ergreife dich
Mit letzter Kraft lege ich meine Arme um die
Fatamorgana im Abendlicht

Das Rot des Himmels **drängt** sich gleißend grell in
meinen Blick
Erneutes **Beben** rüttelt an meinem Ohr
Schnell greift meine Hand
zumTarnkäppchenaufmeinemKopf
Esversteckt mich
Esverdeckt mich

ICH LIEBE DICH

Soll ich es dir sagen?

Die _____ Tarnung _____
_____ aufgeben?

Die W o r t e

Ich habe sie nur in den Sand gelegt

Die Arme der Propeller **ergreifen** sie

und **verwirbeln** sie in der Luft

S ä t z e, die nun in der Luft schweben

Werden sie dein Gehör jemals erreichen?

Wie viele Meilen sind es?

So far away.....

Away

So far.....

Verlorene N o m e n

Verlorene V e r b e n

Verlorene A d j e k t i v e

LOST !!!

Leere Seiten im Duden

Fetzen um mich herum

Männer

z e r f e t z t e Worte

Nicht Gesagtes

Für immer verschwiegen

In den erloschenen Herzen der einst **Kämpfenden**

Aus starren Mündern

Aus leblosen Augen

Da liegen sie. Brach mit verlorener
 Stimme

S t u m m -

lautlos

Urlaubsworte

Leise male ich dir mit zittrigen Fingern

Buch-

staben

in den Sand

Der Wüstenwind verweht sie

Ebenso **verjagen** die **dröhnend** schwarzen **Propeller**
der Helikopter über meinem **schwe-ren** Kopf, der sich
l a n g s a m erschöpft auf den staubigen Boden legt,

die

letzten

Versuche

eines Wortes

Der trockene Boden **reißt** die salzigen Tropfen von
meinem Gesicht

Getarnt

Versteckt

UnterdemHelm auf meinem Kopf

Mit dem ich nicht grüßen werde

Unerkantbleibenmöchte

Verschleierterblicke ich dich

So rosarot deine Lippen zum Kuss vor mir....

S o r o s a r o t

Wie **Blut**

Wie eine **PanzerFaust**

Es waren **Granaten**, die mein Leben **zerfetzen**, als ich **ungeschützt und ohne sonstige Tarnung** im Graben lag.

Viele Meter entfernt fand man später nur einen **rostigen Helms Tarnkappe**.

Lexikon.

Wehendes Blatt
Flatternd im Wind
Ein Buch liegt satt
Jetzt singt ein Kind

Mit gebrochener Stimme tönt leise
ein einzeln Wort auf seltsame Weise
"Tarnung"

So liegt der geöffnete Duden in Großmutter's Hand
Wort für Wort liest sie den zitternden Band

Gerissene Worte, in Silben zerlegt
Wo Worte sich reißen, zu Sätzen gefügt

Tanzende Schrift - der Duft von Venedig
Im Lexikon stehen sie fest für ewig.

Verlorene Reime, wie hier ab und zu
Ein Duden lässt Tarnung, wie ich und du

Letztendlich

Einfach nicht zu

So spricht die Großmutter leise
Die einzelnen Wörter auf ihre Weise

Da liegen die Worte, zerrissen, zerlegt
Wie Fetzen an Sätzen in Teile zersägt

Im Mundwinkel hängen, aus Großmutter's Lippen
Einzelne Buchstaben nach vorne kippen

Ein eu und ein Ei
Das E ist der Anlaut
Getarnt ist vorbei
Die Mutter spricht Umlaut

Wie Narben sich diese um Buchstaben ranken
Getarnte Gefühle, im Reim ohne Schranken

So ruemt sich der Ruom
Und viele der Mannen
Hat Worte gefangen
Die Tarnung ist rum
Das Dütsch ist geblieben
Die Silben letztendlich im Sande versiegen.

T A R N G E S I C H T

Dein Körper leicht, dein

T on Gesang

Aus Augenblau ein lachend Blick

Aus deine R Munde Lachen Klang

N

Ganz Clown am Tisch- ich denk' zurück

Das w E hend Haar so rot im Wind

Ein S pänglein leicht, ein
Blum'Motiv

Der Gang so locker und geschw I nd

Im Groß und Ganz e C ht positiv

Schwarz erspürte
schweren Stein
der dich so verführte

Kein MenschH dein tiefes
Gar niemand diesen
Der SaT an,

DiE Leichtigkeit, alles nur Schein
Das KäppcheN, das auf deinem Haupte
Zur Tarn dein ganzes Tun verdeckt
Die Farce, die dir das Leben raubte
Du sorgsam Kummer hast verstEckt
Im Schutze deineR eig'nen Maske
Verdeckt durch all die StundeN ziehst

Doch dieses ich gar so sehr hass **T**e

Wei**L** du dein Pulver so verschießt

REiß runter deine ew'ge Tarnung

Lass fallen dich und stürz hina**B**

Planung

Entziehe dich der ewig'

Ich **F**ang dich auf- und nicht dein Grab

Vert**R**auhe doch, sei wie du bist

Ich li**E**be diese Menschenfrau

Genau so, wie s**I**e eigen ist.

Frau!

Kein Schattenflug - sei einfach

Vorbei das Rollenspiel

Wenn die Maske fällt

Drängen neue Worte und Taten an die Oberfläche

Geschwiegende Sätze werden laut

Emotionsversammlungen

Scharfkantige Dialoge

Gedankensinfluten

Spontanitäten

Sinnesreize

Wortgewalt

Tatorte

Mut

Dazu adjektivische Verdeutlichungen

All dies drängt sich durch alle Ritzen

Keimt aus jeder Pore

Entfernt wird die Tarnung

Mit klammheimlichen Fingern ziehen versteckte

Empfindungen leise das Tuch von meinem Gesicht

Faden für Faden drösele ich das einengende Netz auf,

entwirre den Kern und suche nach der Auflösung

Verwische den Staub, der sich bereits durch alle Ritzen

drängt,

u m z u l e b e n

Wenn sich jedoch die eingebläuten Konventionen wieder
erheben
streng, sittsam und erhaben
und mitten im Licht des Lebens
in der Öffentlichkeit
in sich zusammenfallen
auch die Etikette verschwindet
dann bleibt zurück ein Häuflein Asche davon als Rest

Die zitterigen Finger meiner Selbst kehren den prägenden
Schutt zusammen
Geblähte Hamsterbacken pusten sie fort
Die Restfetzen meiner Farce verflüchtigen sich im wehenden
Wind
Die Angst vor der lauenden Gefahr der Offenheit verstreut
sich mit den unruhig klopfenden Gedanken
in den Wolken
Ab und zu erreicht sie mich dennoch, wenn sie als Regen
über meine Wangen streicht und mich kneift
Nur selten nehme ich dann noch meine Maske

Schlüpfe in meine Verkleidung
Und tanze im Karneval
Denn überall ist Venedig
Sogar die Sonne scheint wieder
In vino veritas!

Hebe vorsichtig das Tarnkappelein zum Gruß
Munter und frei
Lege beiseite das Zellstofftüchlein, in das die feine Dame
ihre Tränen versenkt
Denn ab jetzt zeige ich dir meinen Trommelregen, bis die
mascaraschwarzen Schauer meine Wangen schwärzen
Du hast das Fernrohr weggelegt, um mein Innerstes zu
sichten. Es ist nicht mehr vonnöten
Blutrot offen liege ich vor dir

Geschmeidig legt sich ein neues Kleid um mich
gewebt aus Wörtern, Bildern, Poesie, Ehrlichkeit und
Offenheit
Ich zeige mich, demaskiert

Einst versteckt unter dem Schutz meiner Maske

Und somit stehe ich

nackt und rein - nicht unschuldig- vor dir

Und was ist passiert?

N I C H T S

Obwohl ich die Tarnung aufgegeben habe

Im erdkrumigen Aschehaufen wächst vorsichtig ein neues

Blümchen.....

Genährt unter deinem Schutze

Michael Köhler
// Hakensprache //

Das Wort

Vernichtung

entkleidet sich.

Nimmt die blutbefleckte Jacke ab
zieht das Totenhemd aus

glättet sorgfältig die Falten
und hängt es

in den Schrank.

Entledigt sich der
ledernen Stiefel

an denen

der Schmutz des Verbrechens klebt.

Stellt diese sorgsam

neben den Stuhl

auf dem das Gewissen

seine Garderobe
abgelegt hat.

Das
Wort Vernichtung
steht mit nackten
Silben
in der Welt.

...es geht
zum Spind der
Mörder
und Sprachverdreher

und
wickelt
sich

sorgfältig
in das
bleiche Tuch

Endlösung

ein.

Markus Metzmann

Das sich windende Wort

Ein Wort in meinem Kopf sich windet,
hofft darauf, dass man's nicht findet,
will bleiben in des Hirnes Wegen,
im Wortsalat sich schlafen legen.

Ist's ein Satz, ist's ein Gedanke?
Überwindet es die Blut-Hirn-Schranke?
Tarnt es sich als schlechter Scherz?
Bricht die Vokabel in mein Herz?

Könn't's zweideutig im Sinne sein?
Ist eindeutig denn immer rein?
Vielleicht ein Akt von Agonie,
betreffend Menschen, Pflanzen, Vieh.
Ausgesprochen muss es werden,
ohne jemand zu gefährden.

Sprache und Tarnung

So windet sich das Wörtchen immer,
heftiger und immer schlimmer,
weigert sich nen Satz zu bilden,
wär gern geschützt von 100 Schilden.

Ein Adjektiv will nach ihm greifen,
in Satzstellung, da soll es reifen.
Das Wort, es wechselt alle Farben,
Gelb, Grün und Schwarz,
wie dunkle Raben.

Auch stößt es Klagens Laute aus,
dass Substantiv spendet Applaus.
Für die theaterreife Szene,
so dass im Kopf entsteht Migräne.
Soll endlich Ruh und Frieden finden,
will sich auf keinen Fall mehr winden.

Hast du erkannt welch Wort ich meine?
Was sich weigert so gemeine,
Verstand und Hirn schnell zu verlassen,

Sprache und Tarnung

sich andren Wörtern anzupassen?

Es zu verraten wär ein Hohn,

denn das ist Interpretation!



Ursula Pickener

Politisch korrekt?

Wenn Sie Krüppel sagen

Meinen Sie dann Menschen mit Behinderung?

Oder meinen Sie Krüppel?

Wenn Sie Menschen mit Behinderung sagen

Meinen Sie dann Menschen?

Oder anders Begabte?

Wenn Sie Eskimo sagen

Meinen Sie dann Rohfleischesser

Oder Schneeschuhflechter

Oder Inuit, Métis, First nations?

Und was meinen Sie damit?

Wenn ein Mensch mit Migrationshintergrund

Ein Zigeunerschnitzel isst

Hat er dann Assistenzbedarf

Oder ist er einfach nur behindert?

Sind sie toleranter

Wenn Sie einen Schwulen queer nennen?

Bevor sie sich grinsend wegdrehen?

Schlagen Sie ihr verhaltensoriginelles Kind

Weniger als das schwer erziehbare?

Und sind Sie eher weiß

Oder einfach nur normal?



Brigitte Neidig

D'Muedderschbrooch

So alleritt frooge mich die Litt:

Hoi, due schwätzsch alemannisch hit?

Schints kummts ne e wing schbannisch vor,

was uff aimol klinge duet in ihrem Ohr.

Un ich äschbliziers desswäge,

mid-rer Antwort nit verläge:

S'isch wiä biem schwimme oddr Fahrrad fahre

wänn dess mol g'lernt hesch, duet mr's bewahre,

s Läwe lang. Willsch's awer mol nimmi mache,

wägge Mäläschde oddr andri Sache.

So kammer's mid de Muedderschbrooch vergliche,

diä schdeggt in ainem, duet niä entwiche,

Sprache und Tarnung

In de Kinderschuel, au hinderhär, bis so in de dritt Klass,
do haww-i d'Muettersbrooch gschwätzt mid Freijd un Schbass.
Doch aimol said de Lehrer: „Red'un schreib, dass wir es verschdehn,
sonst kannst du unter dem Diktat einen Sechser seh'n.“
So ischs bassiert, diktiert als Iwerschrift: Die „Milch“ het's g'heiße,
in jedäm Satz haww-i g'schriibe: Die Milich, halt uff minni Weise.

Dess haww-i mir z'Herze g'numme,
balldruff isch-es anderschd kumme:
I, deno, e bissili affig, schints kuhn e wing Verstand,
haww-i gschwätzt, nit dass mr maind, i kumm vuem Land.
Nit aldbache, nit buurisch, virnähm haww-i welle siin,
„In“ isch fir mich „die Sprache Hochdeutsch“ gsin.

- 2 -

Nochdäm huffe Joohre sinn vergange,
weiser bin i worre, gottlob efrage,

gärn dänk i an d'Haimed, an friieger, an vièles noch,
d'Diftli in de Kuchi, bsunders an d'Muedderschbrooch.

Bi däre Schbrooch, do merke d'Lit bi jedäm Wort,
wu mr härkummt, sogar g'nau uss wellemt Ort.

„D'Schdimm der Heimet“ so wunderscheen sie klingt,
unsr-ains alemannisch schwätzt oddr singt.

Dänn Schatz loss i mir nimmi nämme,
i pfleg dänn, vue wääge, defir z'schämme,
nämlig diä Schbrooch, se kummt uss-em Herz.

Allewiil red i se, bi Freijd un au bi Schmerz.

D'Werder, wiä e Bilderbuech so buent,
lewändig, flutsche grad so uss-em Muend.

D'Muettersprooch isch ebbis, was zue mir gheert
je älder i wurr, je meh hett se fir mich e Wert.

Wiä gued, i habb mi anderschd b'sunne
un d'Muedderschbrooch widdr liäb g'wunne.



Jený Šón

Mórgnréte

Reyze in dí vérgangnhejt

Bej dr taufe vird es énič zejn ví bej dr gburt: kaum ejnér vird ziž erinern.

Das ist bej mír zó, leidr abr auć bej meinr mutr, dí sič lédiglič dr špétern gburt und taufe mejnes brúdrs erinert. Das gét sóvejť, das zí mír fotós šikt mit dr behauptung, ič zej es, vengleich zí ejndojťtig mejnen brúdr cejgn, den bej dízr fótózicung var ič dabej, ič war nojn járé alt. Dr 2. Weltkrieg war zeks járé vorbej.

Ancumerkn zej, das mejne mutr anzonstn ejn gútes erinerungsvermégn hat, aus náhelígendn grindn jdoč: ejn zelektíves.

Ič hábe alzó kejne ejgne erinerung an mejne cveiundejnhalbjárige kindhejt in Trutnov, dí jé fon den Vildn Fertreibungn im Julý 1945 béendet vird. Mejne mutr hat díze erejgnise éhr špartániš, nač dr féhigkeit íhres bevustzejns, sič mit dem traumá ausejnanderzecn cu kenen, prejsgegébn. Vir habn vénig fon frýhr gšpročn, érst zejť dr vende ercéľť zí ejncelhejťn, ič mus gerečťervejse sagn: érst sejťdem fráge ič.

Ejnen traum hate ich hojfig, friher. Mír ist heis, ič šteke in ejnm engn kanál, in einm šačť und vil nač óbn, nač forne, ins ličť.

Robe durč ejnen engn, rózá angeštrálťn koridór, kejne luftcufúr, ič drohe cu eršťikn, in dr Ferjńngung, forne ejn ličť, ejn luftcug. Ič šťreng mič an, zér, víle mich foran auf alln fíren, ans ličť, ans ličť....

Ič hábe es gšaft, ič atme durč, ič lébe!

So mus es mir eršinen zejn, dízes gebúrtsličt, als dr čečiše bírgmejstr meinr gburtsstad Trutnov in Bémen, heute Čečijen, šríb, ič kan in dr Bohumil-Martin-Hale aus mejnen bejden bíchern, „Der Graben“, román, und „Böhmische/Česká Polka“, gdičte, lézn.

Er vírde auč júgendliče dr štédišn múzykšúle cur untermálung meinr lezung animíren.

Es ist némlič mejne taufkirče, díze nač dem čečišen kompónisten Bohumil Martin benante hale: dí in den 1890ern gbaute evangeliše kirče, in der bis kurz nač dem 2. Veltkrig for alem dojče protestanten cum gbét cuzamenkámen. Dafor gab es núr katoliše kirčen im Trutnover- und Rízengebírgsumfeld.

Mit dr šstrukturelen ferenderung dr befelkerung nač dem kríg vurde das goteshaus iberflisig. Es vurde ein koncerthaus. Dr Béme, auč untr der komunistišen fučtel, kan óne múzik ničt lebñ.

Im Trutnover švimbád hate ič for cvej járn ejn centráles erlébnis, als ejne šúlkase fon etva ačt/nojnjérign čečišn kindrn fom švimn dí halentrepe herunterkám. Ich dičtete auf dem kasenbon in der kafeteria:

„hír

kejne enkl

enklíos

lósgelasen

šenklbrejt

šejde tót

kríg“

Dí plecliche ejngebung, das cvar ič hír gbóren, ič ábr kejne enkl hír habn vérde, dí menšen mejner generacjon, zo unšuldig ví díse kindr, traumatizírt zind bis an ír lébensende, fírte zu einm raušcuštand an gefilen und gedanken, dém ič cunékst das gdičt „enkl“ ferdanke und šlíslich den vom Geest Verlag herausgegebene cveišpračigen gdičtband „Böhmische/Česká Polka“.

Mein čečišer íbrzecer Jen Jensen, dér im umfeld dr Charta 77 tétig var, inhaftírt und gfoltert vurde, muste zič kurcfristig végn durč foltr erlitenen kérpričen und sélišen ferlecungen krankmeldn. Eine junge dojčbémin var berejt, zejne íberzecungen forculézn. Ejne študentin fír violončelo und íre švestr, dí pianistin, špílten Händel-variácjónen und ejgene kompozicjónen.

Am néksten tág, dem 8. Oktobr, ejnm Zontág, lás ič in der katolišen renesankskírče auf dem frídhóf in Maršov, dr taufkírče mejnes grósfátrs miterlíčerzejts und aler ánen aus dízer Švantnr-familje. Es ist dí élteste kírče im bémišen Rízengebirge, dí soében fon dr manšaft um Pavel Klimeš restaurírt vird, dr mit zeinr frau Lenka auč das „veselý výlet“, galerie und touristikládň und penzjón, in Temni Dul und in Pec betrejbt, und ejn ekstrémbérgštejger ist. Bej ejnr Himaláyábergbeštejgung tráť er den Dalai Láma.

Im anšlus an dí lezung špílte ich dí CD mit dr kompózcjón cu 9/11 ejnes gróskouzengs aus dr Švantnr-familje, desen fórfárn in den cvanciger járn nač Amerika ausgevandrt várn, vejl ármút im Rízengebirge grasírte.

Insbesondere mejne lézung in Maršndorf var als dí ejner pacifistin angekindigt vordn. Ich hate ví in Trutnov gdičte und prozatekste abvekselnd fórgtrágn. Das lecte gdičt var štěc „Die alten Männer“, das ič einm čečišen jagdflígr des 2. Veltkríges, den ich im cúk kenenglernt hate, gvidmet hábe.

Junge menšen aus dr alternativ-arbejtenden grupe SEVER, daruntr ejn kunsthistorikr, váren anvésend und lúdn cu ejner bsičtigung des fon ínen restaurírten farhauzes.

Cu dr vernisaš von verkn aus anlas des 50. tódestáges ejnes grósonkels dr Švantnr-familje, dr von 1920 und 1946 bildhauer in Trutnov vár, im Forrízengbirgsmuzeum in Trutnov, trug ič víderum gdičte aus dr „Böhmischen Polká“ for. Auč dízer onkl hat gdičtet, mitunter im Rízengbirgsdialekt, den ič abr ničt beheře.

Bej dr anšlísenden gmitličen runde ergab ziž ebnfals dí glegenheit, mit mír ibr mejne bíčr cu diskutíren. Ejn dojčbémišer frojnd, der inženír ist und alte kartn zamelt, und cúgibt, „es mit dr literatúr nicht zo cu habn!“, muste notgdrungn íberzecen.

Ejn mitdrejsiger frzúčte ín cu bgejstern, vas mejne literatur btrift. Dr frojnd íberzecte níčtern, óne zejne gzičtscíge cu ferändrn. Ič hete dí atmosfére vundrbar eingfangen in mejnem róman und in den gdičten, íberzecte er den man, dí menšen hír vírdn ziž vídrfindn, zí vírdn ermuntret verden íber dí ferlorngegangne gešičte dr gégend načcudenkn, dén fon mír geseeten špúren načcušpíren, íberzecte dr frojnd den man. Er bcv. seine švangere frau, dí dojčlélerin zej und ím in den lecten tagn, zeit er die bíčr erštanden hábe, dí noč ničt íbrzecten teje íbrzect hábe, vírdn, ven es nač ínen ging, mír dén Nobelprejs fír díze bíchr ferlejn. Mein frojnd, dr íbrzecer aus nót, šlukte und vídrhólte: Ja, Nobelprejs hat er gzágt.

Auč ein dojčbémišer Jude, dr als kind dí Nácimasakr íbrlébte mit zejnm dojčen fátr, vérend dí miterliče familje ausgerotet vurde, fand sič vídr in mejnen gdičtn und prózatekstn, venglejč ič das júdntéma nur am rande erváne.

Ič hábe mír erlaubt, Reich-Ranickis pozicjón ejncunémn, das kindr, dí gkvélt vurdn und traumatizírt zind, ziž ničt als kindr dr ejnen odr

andren folksgrupe fílen, zondern, glejč velčr hérkunft, traumatizírte und ferlecte kindr zind.

In Liberec hábe ič in dr Štėtišen Biblioték lezn dírfn, dí auf dem areal dr crštórten synagoge štét und in die ejne noje klejne synagoge integrírt ist.

Die biblioték bevárt das dojče kultúrgút, das in letern in Bémen cum lébn ervekt vurde, ca. hunderttausend bíčer und handšriften, zófern zí dí ataken des 20. járhunderts auf dí miteleuropéiše kultúr íbrstanden habn.

Lejder habn die dojčlérer der örtličen gymnazien, dí fon dr bibliotékslejtung ejngladen vorden várn, das angebót, dojče literatúr und špráče dr gégnvart cu diskutírn, ničt angnomen. Fílerorts ist in den éhemals dojčen gebíten Čečijens cu špíren, das dás Dojč, dás hír gšpročen vird, ejn altertímliches ist, ničt ejn mit uns gevaksenes, dí vír dí špráče lebendig im tägličen austauš erlébn durftn. Dojč in der efentličkejt var untr den komunisten frbóten, zó blíb dí špračfrmitlung bej den gróseltrn und eltrn.

Dojčbémen feršídenen alters und ejne Ěsterrejčerin várn anvézend und diskusionsfrojdig. Ejne dáme, die cvej rómáne gkauft hate, ejnen fír íre frojndin, var fon den gdičten zo angtán, obvól zí ejgentlič kejnen gdičtband kaufn volte, zí bát mič, ír den band cu lasen, mit dr cuzičerung, das zí bej mejner neksten lezung in Prág zovól das geld als auč íre frojnde mitbringe...



Éva Ziegler

Sprache und Tarnung – aus dem Blickwinkel einer Systemforscherin

Sprache und Tarnung?

In den vergangenen Wochen habe ich eine große Anzahl meiner Studenten, Kollegen und Bekannten danach gefragt: Woran denken Sie, welche Gefühle werden in Ihnen geweckt, wenn Sie diese beiden Begriffe im Zusammenhang hören?

Die Antworten sind – für mich – überraschend gewesen und haben mich zum Nachdenken gebracht.

Überraschend, denn es gab keine größere Streuung der Meinungen, wie ich erwartet hätte, sondern beinahe alle Antworten ließen sich in diesen drei negativen Sätzen zusammenfassen:

- Tarnung ist die Verschleierung der Wahrheit, also – ohne Umschweife – der Betrug selbst.
- Tarnung oder Betrug unterstützt durch Sprache heißt Lüge.
- Betrug und Lüge sind böse.

Das hat mich also nachdenklich gestimmt, denn ich bekam sehr schnelle, entschlossene und selbstsichere Antworten. Ich wurde etwas verunsichert: Bin ich die Einzige, die sich auf diese Frage nicht selbstverständlich vorbereitet fühlt? Verstehe ich überhaupt genau, worum es geht, wenn ich versuche, die beiden Begriffe im Zusammenhang miteinander zu erklären?

Ich habe also zwei Schlussfolgerungen gezogen:

- Es lohnt sich die Frage detaillierter zu analysieren.

- Außerdem wäre es wohl nicht uninteressant, darüber ein paar Worte unterstützt durch die Herangehensweise der Systemforschung zu verlieren.

Lass uns mit letzterem anfangen und diesen dann auf den ersten Punkt anwenden.

Die Herangehensweise

Würde ich die Ausgangsfrage nicht selbst stellen, sondern bekommen, dann würde eine mögliche Betrachtung aus der Theorie der Systemforschung – natürlich nur zu Präsentationszwecken, ohne auf alle Details einzugehen – ungefähr so anfangen:

- Will ich mich damit überhaupt befassen? Wenn ja, zu welchem Zweck?
- Kann ich die Frage überhaupt glaubhaft und fundiert beantworten?
- Haben die beiden Begriffe überhaupt einen interpretierbaren Bezug zueinander?
 - Die Begriffe „Tarnung“ und „Sprache“ genau definieren.
 - Die potentielle Überlappung mithilfe der Definition und meinen systemtheoretischen Hintergrundkenntnissen abgrenzen.

Wenn es ein eigenes Ziel und genügend Munition gibt und die Überlappung auch keine leere Menge ist, dann macht es auch Sinn, weiterzumachen.

Damit habe ich nichts wirklich Neues gesagt. Wir alle denken, kommunizieren doch genauso – egal, auf welchem wissenschaftlichen Gebiet, oder sogar alltags... Das ist sehr einfach.

Oder vielleicht doch nicht ganz?

Nun, lass uns die ursprüngliche Frage genauer betrachten.

„Sprache und Tarnung – woran denken Sie und welche Gefühle werden in Ihnen geweckt, wenn Sie diese beiden Begriffe im Zusammenhang hören?“

Entstehung einer möglichen Antwort

Sprache und Tarnung: Heutzutage ist dieses Wortpaar aktueller denn je. Wir alle – egal ob jung oder alt, egal welchen kulturellen Hintergrund wir haben, was wir über uns selbst denken –, wir alle wurden in irgendeiner Hinsicht dennoch von der Auswirkung der Revolution des Internets auf die *sprachliche Kommunikation und die Informationsbeschaffung* unvorbereitet getroffen. Und auf diesem Gebiet sind die noch offenen und ehrlichen Kinder und Jugendlichen besonders schutzlos ausgeliefert.

Ich möchte in erster Reihe Ihnen, aber auch uns allen zeigen, wie sehr sich die Kommunikation und insbesondere die verbale Kommunikation sowie die Entstehung der Information davon unterscheidet, was wir im Allgemeinen davon halten oder denken – und welche großen Gefahren sich darin verbergen, wenn unser Wissen auf diesem Gebiet ungenau ist. Wer heute auch nur ein bisschen raffinierter ist und ein wenig mehr Kenntnisse hat als der Rest, kann die Anderen leichter und gründlicher als mit allen bisherigen Methoden hinter das Licht führen. Wer auch nur ein kleines Stück mehr weiß, kann alle viel effektiver betrügen, als jemals zuvor.

Schauen wir, wie die Analyse des Begriffspaares „Sprache und Tarnung“ diese Behauptung stützen kann.

Die Ursprungsfrage hat vier wichtige Elemente.

- Tarnung
- Sprache
- Was denke ich?
- Was fühle ich?

Ich leide an Wissensmangel: Ich bin mir nicht sicher, ob der Begriff „Tarnung“ überhaupt für den Einsatz verbaler Instrumente einsetzbar ist. Meine erste Hilfe: die Definition der beiden Begriffe in ihren jeweiligen eigenen wissenschaftlichen Gebieten.

Diese Definitionen bestehen in vielen Quellen vielfach unterschiedlich formuliert: Sie haben einen unterschiedlichen Detailgrad, sind oft hervorragend, in manchen Fällen widersprüchlich zu anderen Definitionen, in schlimmeren Fällen sogar inkonsistent in sich selbst.

Auf welche sollen wir aufbauen?

Wir möchten in erster Reihe die Bevölkerung des Internets erreichen. Lass uns also die Quelle verwenden, die sie auch anspricht! (Natürlich nur dann, wenn das den Vergleich, mit den für uns bereits bewährten, anderen Fachquellen bestanden hat.) Los zur Wikipedia!

„Tarnung dient dazu, das Erscheinungsbild eines Individuums oder einer Sache so zu verändern, dass sie nicht mehr oder nur noch mit Mühe zu erkennen sind.“

(de.wikipedia.org/wiki/Tarnung/22.11.2014)

Sprache und Tarnung

„Sprachen sind ,die Systeme von Einheiten und Regeln, die den Mitgliedern von Sprachgemeinschaften als Mittel der Verständigung dienen‘.“

(de.wikipedia.org/wiki/Sprache/22.11.2014)

Diese beiden Begriffserklärungen bestehen die systemtheoretische Kontrolle in hohem Maße. Für unseren aktuellen Zweck sind sie passend.

Nun, reicht das, um festzustellen: Ist es möglich, mithilfe der *Sprache* etwas zu *tarnen*?

Durch die Tarnung wird also das *Erscheinungsbild* von etwas oder jemandem verändert. Unmittelbar durch die Sprache, die ein *bildliches* System-Instrument ist, können reale physische Entitäten nicht geändert werden, seien sie Personen oder Gegenstände. In *realen* Systemen sind nur *reale* physische Statusänderungen möglich, die als Ergebnisse von *realen* Einwirkungen entstehen. Also wenn eine *reale* Veränderung durch ein *bildliches* Mittel, also durch die Sprache, nicht hervorgerufen werden kann, dann kann auch das *Bild*, das durch die *realen* Veränderungen entsteht, nicht beeinflusst werden.

Ist das Thema damit denn erledigt?

Es scheint so, als habe der Begriff „Tarnung“ keinen gemeinsamen Anteil mit dem Begriff „Sprache“. Würde jede weitere Analyse, die auf diese nicht existierende Schnittmenge, auf die wissenschaftlich nicht interpretierbare Verbindung der beiden Begriffe abzielt, auf eine falsche Basis aufbauen und zu falschen Ergebnissen führen?

Es hat doch so schön angefangen! Ich würde so gern sagen: Passt auf, Kinder, der Fokus eurer heutigen Mittel der Kommunikation hat sich besorgniserregend in Richtung der verbalen Kommunikation verschoben! Die restlichen Kommunikationskanäle und deren Wirkungen fehlen. Somit hat es derjenige viel leichter, der sein Erscheinungsbild zum Beispiel auf einem sozialen Netzwerk tarnen möchte, und kann andere einfacher betrügen, manipulieren und ausnutzen. Deshalb seid ihr viel mehr ausgeliefert als diejenigen, die jemanden persönlich treffen und von der Quell-Person über mehr Sinnesorgane bedeutend mehr Kommunikation, mehr Mitteilungen erhalten. Womit sie die unterschiedlichen, gleichzeitigen Einwirkungen auch sofort überprüfen können, ob diese konsistent sind, was in der Regel auf die Ehrlichkeit der Quelle hindeutet, oder gibt es einen Widerspruch, was irgendeine Tarnung, beabsichtigte oder unbeabsichtigte Lüge bedeuten kann. Die sprachliche Tarnung ist viel gefährlicher als die physische!

Ich spüre, das sind gute Argumente.

Aber ich weiß auch, dass sie *in dieser Form* falsch sind.

Wie soll ich jemanden überzeugen, wenn ich das nicht korrekt begründen kann? Schlimmer noch, diese Richtung hat sich soeben als falsch erwiesen.

Ich kann jetzt den leichteren Weg wählen: ich verwische diese Falschheit und verlasse mich auf meine rhetorischen Fähigkeiten ohne wissenschaftlichen Hintergrund, da ich das Richtige will.

Aber was bedeutet das dann?

Ist das nicht genau ein schönes fettes Beispiel für die sprachliche Tarnung??

Wir sind etwas verlegen.

Und wenn wir keine weiteren Argumente und fundierteres Hintergrundwissen einbeziehen, bleiben wir wohl auch so.

Lass uns also den schwierigeren Weg wählen.

Wir vermuten es schon: Der obige Widerspruch ist kein wirklicher Widerspruch, es wurden bloß noch nicht ausreichend viele Kenntnisse dafür einbezogen. Neben den Begriffen „Sprache“ und „Tarnung“, wurden bisher die Kommunikation und die physische Einwirkung erwähnt. Über die Information haben wir noch nicht geredet. Wenn wir das auch berücksichtigen, entsteht plötzlich Ordnung. Aber wieso?

Schauen wir mal.

Die menschliche Kommunikation wird oft als gegenseitiger Informationsaustausch interpretiert. Nun, wenn man das mit systemwissenschaftlichem Anspruch überdenkt, ist das nicht so.

Es ist weder gegenseitig, noch Information, noch Austausch.
[Ziegler, 2014]

Kommunikation ist wörtlich, was es ist: es bedeutet *Äußerung*, *Veräußerung*. Zur *Äußerung*, *Veräußerung* ist nur ein funktionierendes, *reales*¹ System fähig, und zwar durch physische *Wirkungsausübung*. Diese geht mit der zeitgleichen Zustandsänderung in dem Sender, also dem kommunizierenden System, und in dem Empfänger, also dem „Medium“, dem umgebenden System, einher. Der Kommunikationsschritt ist damit beendet.

¹ Da die Adjektive „real“ und „bildlich“ in den nachfolgenden Ausführungen eine wichtige Rolle einnehmen, werden sie an den notwendigen Stellen in gleicher Form verwendet, zur Kenntnis nehmend, dass der literarische Wert des Textes darunter leiden wird.

Das Bisherige ist *reale* Physik.

In dem zweiten Schritt wird die physische Wirkungsübung durch das „Medium“, die Umgebung, weitergegeben, wodurch diese nach unterschiedlichen Zeiträumen unterschiedliche Empfänger bzw. Empfängersysteme erreicht. Die bildliche, mathematische Informationsmenge entsteht in dem dritten Schritt sowohl an der Seite des Senders, als auch im Medium und an der Seite des Empfängers, wenn sie überhaupt entsteht – und zwar infolge des veränderten physischen Zustands des jeweiligen Systems:

Ein jedes System kann so viel, und nur so viel Information erlangen, wie viel es von seiner eigenen Unbestimmtheit verliert, also um wie viel von seiner *bildlichen* Unbestimmtheitsmenge durch die physische, *reale* Zustandsänderung reduziert wird. Das ist eine der Formulierungen der offiziellen mathematischen Definition der Informationsmenge.

Mit anderen Worten: Die bezogene, *bildliche* Informationsmenge ist identisch mit der Differenz zwischen den höheren und niedrigeren mathematischen Unbestimmtheiten des *realen* Systems vor und nach der *realen* Wirkungsübung.

Das ist *bildliche* Mathematik.

Die wichtigste Schlussfolgerung:

Nach den obigen Ausführungen verursacht die physische, *reale* Wirkungsübung unterschiedliche Zustandsänderungen in unterschiedlichen Systemen. Diese unterschiedlichen Zustände bauen auch auf unterschiedlichen Vorgänger-Zuständen auf. Deshalb sind die Reduktionen in den *bildlichen*, mathematischen Unbestimmtheitsmengen auch unterschiedlich groß.

Also obwohl die *reale* Wirkungsübung gleich groß ist, die in Folge entstehende *bildliche* Informationsmenge unterscheidet sich je nach System.

Dessen unmittelbare Konsequenz in unserem alltäglichen Leben ist, dass die kommunizierende Person oder das kommunizierende System nur einer Sache vollständig sicher sein kann: welche Information auch immer sie oder es jemandem in den Kopf pflanzen möchte, die dort entstehende Information wird eine andere sein, als die, die sie oder es als Sender beabsichtigt hat. Die Information, die entsteht, wird basierend auf der Zustandsänderung und des Vorlebens des Empfängers aufgebaut. Daraus folgt aber auch, dass bei derselben Kommunikation das System die meiste Information erlangen wird, bei dem durch die Wirkungsübung eine größere Unbestimmtheitsmenge eliminiert wurde, also dasjenige, das von mehr möglichen Zuständen seinen Ergebniszustand auswählen konnte.

Mit alltäglichen Worten: dieses System, diese Person war klüger, gebildeter – (system-)intelligenter.

Dieser eben dargestellte Prozess beeinflusst das bildliche Ergebnis der primären Wirkungsübungen in den realen Systemen schon stark – sogar ohne jegliche unwissentliche oder gar beabsichtigte Tarnung.

Aber wie können wir bildliche Systeme, wie die Sprache, in diese Gedankenführung einbeziehen?

Denken wir darüber nach: Was tun wir, wenn wir nicht einen *nicht konkreten, realen Zustand*, Situation, sondern einen *abgeleiteten, bildlichen Gedanken*, eine Absicht, eine Idee als Information in einer anderen Person als Empfängersystem entstehen lassen möchten? Zwei auf hohem Niveau systemintelligente Systeme, zwei Men-

schen, werden miteinander konfrontiert, zusammen mit ihren gesamten bisherigen Zuständen, ihrem Wissen, ihrer Vorgeschichte und sie haben kein anderes Instrument außer der Sprache: einem bildlichen, modellbildenden Instrument, bestehend aus einer früher vereinbarten Sammlung von Zeichen und Regeln. Die physischen Zustandsänderungen und Abläufe entstehen wie vorher aufgeführt. Die Aufgabe ist aber nicht mehr deren senderseitige physische Wirkungsübung beziehungsweise deren empfängerseitige primäre bildliche Deutung, sondern die sekundäre Interpretation, der durch sie modellierten *bildlichen Zustände* sowohl beim Sender, als auch beim Empfänger. Kodieren und Dekodieren von Kodieren...

Egal wie genau das Regelwerk abgestimmt und wie pünktlich die Kodierung ist, die so übertragenen Zeichen werden nach dem Dekodieren nicht mal annähernd dieselbe Unbestimmtheitsmenge im Empfänger eliminieren, die der Sender eliminieren möchte. Das Einfügen der Sprache reduziert zwar einerseits die Möglichkeiten der Unbestimmtheit und dadurch die der Missverständnisse, dennoch wird der neue empfängerseitige Zustand die Information im Vergleich zum alten Zustand des Empfängers entstehen lassen, und nicht zu dem des Senders – sogar nach dem Übertragen von sehr genau kodierten, transportierten und dekodierten Nachrichten. Hier entwischt die Auswirkung der Präzizitätsabsicht des Senders und die empfängerseitige Systemintelligenz übernimmt die Kontrolle.

Auf dem schwierigeren Weg erreichen wir nun die Zielgerade:

Wenn es wissenschaftlich erlaubt ist, dass die Sache, deren Erscheinungsbild wir verändern, selbst auch eine bildliche Sache ist,

- also zum Beispiel ein Sprachbaustein, ein Wort, Ausdruck, Begriff innerhalb der Sprache,
- die eine Zeichen(folge) ist, die dazu dient, die Unbestimmtheitsmenge an der Seite des Empfängers zu reduzieren,

- also mit anderen Worten: um eine Informationsmenge an der Empfängerseite entstehen zu lassen,

dann ja, kann die Sache auch *bildlich*, informatisch getarnt werden, genau mithilfe der gegebenen Sprache.

Sehr bequeme Tarnungslösung!

Wir haben also nicht das konkrete, *reale*, physische System getarnt, worum es in der gegebenen Kommunikation geht, sondern die *bildliche*, informatische Abbildung der konkreten Sache, also die Zeichenfolge, die die Empfängerseite zur Information kommen lässt. Wir haben einem Bild ein anderes Erscheinungsbild gegeben.

Das bedarf nur eines Bruchteils der Energie, die für die *reale* physische Tarnung benötigt wird. Nur diejenigen Teilchen müssen beeinflusst werden, die die Zeichen tragen und die Wirkungsübung ausführen, nicht das gesamte System, aus dem die Zeichen stammen.

Und genau darin verbirgt sich die erhebliche Gefahr dieser Sorte von Tarnung für die gesamte Gesellschaft.

- Einerseits kann sie mit einem Bruchteil von Energieeinsatz durchgeführt werden, aber sie kann eine genauso große oder gar größere Informationsmenge entstehen lassen als die Tarnung einer tatsächlichen realen Sache. Damit können massenweise wahre und wahrheitsähnliche Abbildungen erstellt werden – aber wie unsere konkreten Erfahrungen zeigen, kann das auch massenweise ausgenutzt werden, und die empfangenen Bilder der Realität bildlich tarnen und verfälschen.

- Andererseits sind die menschliche Denkweise, die gesellschaftlichen Vereinbarungen, das Moral, noch nicht darauf vorbereitet, in solchem Maße erscheinende Tarnungen zu verarbeiten, zu handhaben, richtigzustellen und zu parieren. Wir können es einfach nicht glauben, dass uns so viele Menschen so sehr hereinlegen wollen. Wenn wir genauer darüber nachdenken, tendieren wir dazu, Wissen und Informationen, übermittelt durch Sprache, mit viel weniger Bedenken zu akzeptieren, als das, was wir durch reale, kontrollierbare, auf mehrfachen Kanälen empfangene Erlebnisse erfahren – insbesondere auch wegen unserer eingeschränkten Möglichkeiten, die über ein einziges Kommunikationskanal übertragenen Information zu kontrollieren.

Wie können wir uns dann beschützen?

Und überhaupt, müssen wir uns lediglich davor beschützen? Hat Tarnung denn keine positive Seite?

Schauen wir mal.

Anhand der bisherigen Ausführungen können wir nun fundiert behaupten: die bei *realen* Tarnungen gezogenen Folgerungen gelten auch für *bildliche* Tarnungen.

Gibt es also solche unter den realen Tarnungen, die keine negativen Gefühle hervorrufen? Gilt das auch für die bildliche, sprachliche Tarnung?

Reale Tarnungen tragen in mehreren wissenschaftlichen Gebieten eine wichtige Rolle. Nur einige der bekannteren Beispiele: biologische Tarnung, wie die Tarnfarben oder auch auffällige Färbun-

gen – zum Beispiel harmlose Nattern, die sich als bunte Giftschlangen präsentieren. Oder die Tarnkleidung von Soldaten versus die aus Holz gebauten, aber dafür betont auffällig angemalten Raketen- oder Flugzeugattrappen.

Es ist keine notwendige Bedingung, dass die Tarnung mit Absicht geschieht.

Und es ist auch keine, dass sie etwas versteckt.

Und wir nehmen auch nicht alle negativ wahr.

Zum Beispiel wenn ein Lebewesen nicht mal bewusst oder aktiv, ohne irgendein anderes Lebewesen zu gefährden, nur um sein eigenes Leben zu schützen, eine passive Tarnung anwendet, wird das ganz sicher nicht mit Empörung aufgenommen. Wenn ein Mensch bewusst, aber ohne irgendjemanden damit zu stören, sich selbst verschönert, werden wir ihn dafür nicht verurteilen. Es scheint so, dass weder die wissentliche Absicht, noch die Art der Tarnung (Verstecken oder Hervorheben) eine entscheidende Rolle darin trägt, wie wir die Situation emotional beurteilen. Insofern ist die anfängliche, kurzgebundene Behauptung der gefragten Personen, nämlich dass jede Tarnung ein mit negativen Gefühlen einhergehender Betrug wäre, nicht ganz richtig.

Es scheint aber ein entscheidender Punkt zu sein, ob damit einem anderen Lebewesen ein Schaden zugefügt wird.

Und in dieser Hinsicht verhalten sich die sprachlichen Tarnungen völlig vergleichbar.

Wenn wir das Bild einer realen Sache, einer realen Erscheinung, mithilfe der Sprache absichtlich oder unabsichtlich verändern, bedeutet das das Verzerrern des richtigen Bildes zu einem falschen. Aber da die Kommunikation als solche physische Grundlagen hat,

die besagen, dass die entstehenden Informationen in Abhängigkeit des Zustands der Empfängerseite sehr wohl unterschiedlich ausfallen werden, wird das in unserer Wahrnehmung mit der durch die Sprache hinzugefügten Veränderung, also der Tarnung, vermischt. Somit werden wir das Ergebnis nicht unbedingt als Lüge auffassen.

Wir können aber eine eindeutige emotionale Stellung einnehmen, wenn die sprachliche Tarnung beabsichtigt und für jemanden schädlich war. Obwohl der Begriff „Lüge“ davon nicht abhängig ist. Das Bild der Realität wird durch absichtliche und unbeabsichtigte sprachliche Tarnung genauso verzerrt. Aber in diesen Fällen gibt es immer pro und kontra Argumente. Die Skala zwischen der positiven und negativen Beurteilung ist sehr breit. Und damit begeben wir uns auf sumpfigen Grund. Wären wir uns gegenüber nicht empathisch und tolerant, wären wir keine moralischen Menschen, wenn wir die Unterschiede in den Umständen nicht berücksichtigen würden. Aber wir werden keine moralischen Menschen, wenn wir Lügen anhand von subjektiven Betrachtungen willkürlich beurteilten und verurteilten.

Müssen wir uns also vor der sprachlichen Tarnung beschützen?

Ja. Aber nicht auf emotionaler Basis, sondern mit Verstand. Wahrscheinlich ist es anhand der bisherigen Überlegungen bereits sichtbar, dass es keine „schwarz-auf-weiß“ Antwort, keine Ein-Satz-Lösung gibt. Aber wir haben eine langfristige Lehre, die uns womöglich ein Leben lang auf dem Gebiet der Systemwissenschaft beschäftigen wird, und das möchten wir als Schlusswort hervorheben:

Fakt ist: Anhand einer gegebenen physischen Einwirkung, wird unter Sender und Empfänger dasjenige System, diejenige Entität oder Person die meiste Information erlangen, die von mehreren möglichen Zuständen wählen kann, also über eine höhere Systemintelligenz verfügt.

Also egal welche unschuldige, unmittelbare, physische oder indirekte, bildliche, zum Beispiel sprachliche Tarnung, gar mit schädlicher Absicht jemanden erreicht, gilt es nicht nur für den Sender, dass er sich mit einer höheren Systemintelligenz einen Vorteil gegenüber dem Empfänger verschafft. Es gilt auch umgekehrt: je gebildeter, klüger die Person an der Empfängerseite ist, umso mehr Möglichkeiten hat sie zur Auswahl, umso mehr Informationen bekommt sie. Dadurch kann sie ihr eigenes Bild über die Realität möglichst genau aufbauen und ist nicht mehr so leicht zu täuschen.

Fassen wir es zusammen. Was haben wir festgestellt und wo sind wir angekommen?

- Die sprachliche Tarnung, als Begriffspaar, hat tatsächlich eine interpretierbare Bedeutung. Dennoch ist es nicht unbedingt das, was wir auf dem ersten Blick meinen würden: den Begriff der realen „Sache“ müssen wir auf das bildliche „etwas“ ausweiten.
- Wir haben durch eine systemtheoretische Herangehensweise einige wichtige Grundbegriffe geklärt: Was ist Kommunikation, Wirkungsausübung und Information? Währenddessen haben wir den Unterschied zwischen realen und bildlichen Systemen hervorgehoben.
- Während wir sprachliche Tarnung häufig einfach als Lüge identifizieren, werden tatsächliche sprachliche Tarnungslösungen in speziellen Situationen auf emotionaler Basis, anhand willkürlich ausgewählter Wertesystemen beurteilt.
- Darüber hinaus: die gefährlichste sprachliche Tarnung – die unpersönliche, auf nur einem Kanal abgewickelte elektronische Kommunikation mit absichtlich schädlicher Verzerrung der Realität – lässt sich häufig nicht von den zustandsbedingten Verzerrungen des tatsächlichen Bildes unterscheiden.

den, die in jedem Kommunikationsfluss unausweichlich entstehen.

- Davor müssen wir uns tatsächlich beschützen. Es gibt nur einen sicheren Weg, wie wir immer gewinnen können: wir müssen uns eine Systemintelligenz verschaffen, die uns aus der Umgebung hervorhebt und uns von den Anwendern der Tarnungen mit schädlicher Absicht unterscheidet.

Also: Nicht umsonst haben wir eins der komplexesten physischen Systeme der Welt in unserem Kopf – das Gehirn! Man soll *tatsächlich niemals* aufhören weiterzulernen.



Weiterführende Literatur:

Ziegler, Éva: The World Of Order, Human Relations – What is our biggest misunderstanding in the human communication? (working title) – Manuscript, 2014

Hermann Wallmann

Sonnenblumen, Agaven und Eichhörnchen

Sonnenblumen

In meinem Geburtsjahr sind die „Statischen Gedichte“ erschienen, und als ich das zweite Jahr auf die Volksschule ging, ist Gottfried Benn gestorben, aber davon hab ich nichts mitgekriegt, heute möchte ich wissen, ob mein Vater das mitgekriegt hat damals, sonst las ja keiner die Zeitung bei uns, die Lingener Tagespost, ich glaube, da hatte ich schon vier oder fünf Geschwister, in der Abiturklausur mussten wir später ein Gedicht von Werner Bergengruen interpretieren, das gewaltig mit der Zeile aufhört: Erkennst du mich jetzt, was mir heute leid tut, daß ich es gewählt habe, obwohl der Bruder von Felicitas Hoppe über Werner Bergengruen neulich eine ganz schöne Arbeit geschrieben hat, in meinem Elternhaus hingen Bilder von Kicherer, oder wie der hieß, der hatte so gichtige, so weinstockige Finger und konnte - du musst dir Arles geben - Sonnenblumen malen, fast so schön wie meine Tante Elli, sie mit Blei- und Buntstift, er mit Öl, er kam regelmäßig vorbei, ein ambulanter Blumenmaler, der manchmal auch nichts als ein Butterbrot mit Schmierkäse kriegte von meiner kunstliebenden Mutter, Mutterbrote hätte ich jetzt beinahe geschrieben, die ganzen Gedichte von Gottfried Benn, die ich auswendig kenn, sage ich auf, wenn ich mit meiner Frau an den gelben Mauern des Sommers entlanggehe, in Kroatien, aber die stammen ja, obwohl da alles auch so leicht und rauschend um uns ist, von Georg Trakl, dem armen Georg Trakl, komisch, letzte Zeit lerne ich Rilke-Sonette auswendig, die ich mir anhöre, wenn ich Sonntag morgens im Stadtbad Mitte meine halbe Stunde schwimmen geh, aber eines von den vergilbten Limes Leinenbändchen blaut bei mir auf dem

Schreibtisch, weil: ich will demnächst (vor fünf Jahren) ein Gedicht von Benn mit einem Gedicht von Rolf Dieter Brinkmann vergleichen, ich weiß noch gar nicht (mehr), ob das hinhaut, und ich weiß auch nicht, ob ich das irgendwo aufgeschnappt habe oder ob das wirklich von mir stammt, meine sonnenhafte Theorie ist nämlich, daß Benn in einem einzigen Personalpronomen zwei Frauen voreinander verborgen hat, in der ersten Zeile meint er die eine: Auf deine Lippen senk ich Schlummer, in der zweiten die andere: auf deine Lippen senk ich Kuß, und das geht - fremd - in der zweiten Strophe so weiter: Um deine Züge leg ich Trauer / um deine Züge leg ich Lust, und auch in der letzten, der dritten: Du, die zu schwach, um tief zu geben, / du, die nicht trüge, wie ich bin, und dann hab ich irgendwo das Gefühl, Benn geht noch mal raus, zum Postkasten: drum muß ich abends mich erheben / und sende Kuß und Schlummer hin, obwohl das dann wirklich nicht ganz hinhaut, nämlich entweder Schlummer, diese Frau, oder Kuß, jene Frau. Doch jetzt die Grenze zieh'n, damit mir der Bergengruen nicht ins Wort fällt, die Stunden halten, obwohl ich damals vom Mündlichen befreit worden bin wegen jener Deutscharbeit: Könnte ich mich sonst an die Dinge geben, die reich werden und mich ausgeben?

* * *

Agaven

Heute (vor fünf Jahren) bin ich um Viertel nach drei aufgestanden und habe noch mal im Ptolemäer nachgesehen und nicht ohne Liebe die Idee verworfen, ein Hexameron zu schreiben zu Benns Lebensmaximen, ich habe vor 48 Jahren bei den Panzerpionieren gedient und musste an die umnachteten Postengänge denken, um

ein Munitionsdepot herum, sieh die Sterne, die Fänge Lichts, habe ich beim Wacheschieben Schritt für Schritt in mich hinein gemurmelt, obwohl ich, als mir das wieder einfiel, zuerst dachte, es stamme von Georg Heym, dessen Wimpern, die langen, ich auch auswendig kann, manche meinen, Benn und Brecht kann Mann nicht velwechsern, dabei habe ich damals den Zauberberg gelesen, oben im Etagenbett auf Stube 112, als Hauptgefreiter, die zweibändige Fischer- Taschenbuchausgabe, Taschentuch hätte ich jetzt beinahe geschrieben, in den einsamen Stunden des Geistes: ist es schön, in der Sonne zu geh'n, denn Ansichten sind meine Stärke, denn mit meinen zwei Fingern kann ich nur Anagramme schreiben, oder Anna Blume, ich bin so aufgekratzt, weil ich unverdächtig vom Hautarzt gekommen bin vorgestern (vor fünf Jahren), mit meinen seborrhischen Warzen auf dem blendenden Bug meiner Brust, mein alter Professor Ludwig Völker, aber das ist auch schon wieder fast zwanzig (und fünf) Jahre her, hat mir zwei Vorträge über Gottfried Benn geschenkt, Sprache - Form – Wirklichkeit, da habe ich mir damals einen einzigen Satz angestrichen, weil: den habe ich falsch verstanden, weil: ich habe damals nur gelesen, nicht geschrieben, oder kaum was, aber das will ich auch mal, habe ich gedacht: Buchstaben schieben, Wörter schieben, Sätze schieben, so irgendwie tellurisch, welche Hirtengesänge, / dämmernde, treiben sie her, sie, das sind jetzt die Sätze, du auch, die Stimmen gerufen, du, das ist jetzt Gottfried Benn, im Garten von Arles kenne ich eine Stelle, die kommt in meinem Garten von Arles gar nicht vor, Motiv der Sonnenblume, das ist Übergang, da ist sanftes Lied, ionische Tragödie, am Ranft des Abgrunds Falterschlag, und dann geht es wie in meiner Ausgabe weiter: Olive sanfte, Agave ranfte, was mit meinen zwei blinden Fingern nichts zu tun hat, dieses Ranft, sondern erstens mit der rinde von einem gebäck, von brot oder kuchen, zweitens mit der kruste, die sich auf einem acker in folge anhaltenden regens bildet, drittens mit der kruste oder dem schorf einer wunde, was ich alles klein schreibe, weil ich es aus dem Grimm habe, womit wir wieder bei meiner Mutter wären: Du füllst mich an wie Blut und

rinnst: womit wir wieder beim Regen wären, hernieder seine dunkle Spur: womit wir wieder in meinem Bücherstall wären, du dehnt dich aus wie Nacht in jener Stunde: womit wir wieder bei der unausgeschlafenen Zeit wären, die ich mir bis zu diesem Psalmenende vom Mund abgespart habe. Allein: was soll ich mit meinem Munde! mit meiner Nacht! mit meinem Tag!

* * *

Eichhörnchen

Nicht nur die Mutter meiner Frau, sondern auch die mir anvertraute Tochter meiner Schwiegermutter hat mir zu Weihnachten einen Schlafanzug geschenkt, jene einen lachsfarbenen mit Goldrand, diese einen oxsenblutfarbenen mit Trauerrand, beide in der Größe 52 bis 54, ein abgekartetes Spiel, die Hosen sind viel zu lang, wie Charlie Chaplin stolpere ich aus dem Bett, ins Bad, in die Küche, und wenn ich das Frühstück ans Bett bringe, über meine eigenen Beine, so daß wie eine Tontaube die Konfitüre über die aquamarinen Satinbezüge segelt, ehe sie zu Füßen des Schutzengels hingebungsvoll zerschellt, ich aber verliere den seidenen Faden, kein Arsch kann sich vorstellen, wie entsetzt ich bin über solche Bescherung, ich brauche nur das Knistern im second-hand-Papier zu hören, schon lassen meine Stimmbänder sich hängen, ich kann mich nicht bedanken, kann nicht protestieren, kann nicht mit kehlkopflosem Staunen die scheue Befürchtung hegen: Wenn der man passt, meine Arme fallen mir wie eine Verantwortung von den Schultern, meine Schuhe krallen sich den Läufer aus Persien, keiner befriedet mein Wähnen, es ist keine Enttäuschung, es ist eine fassungslose Trauer über die heilige

und unerklärliche Einrichtung der Welt, ich habe ein Herz für Amokjogger, aber ich würde um mein eigenes Zimmer reisen und rasen, den Irrgarten meiner Brust rücksichtslos vertikutieren, ich würde mich in den kleinsten Raum meines Hauses zurückziehen und wie Nino Ventura mein Spiegelbild rezensieren, mit Tränensäcken, groß wie Hängebusen, dabei hatte alles so schlecht gar nicht angefangen, die Friseurin am Vorabend, ihr wunderschönes Riechen nach Nichts, wie Eichhörnchen sprangen meine Ohren ihr unter die anisfarbenen Achseln, süchtig nach Winterruhe in diesen treibhäslichen Tagen, und auf der Heimfahrt vom Besuch bei den Eltern war ich drauf und dran, mein Schlafanzugtrauma zu verdrängen, mit einem schönen Bild, nämlich daß ich mir als Deutscher nur vorkomme, kurz bevor es Grün wird, dann nämlich, wenn unter einer sternschwarzen Nacht, rund wie eine Mondfinsternuß: die rote Ampel plötzlich auf Gold springt, da brachten sie in den Nachrichten die Nachricht, daß sie Ceausescu und seine Frau füsiliert hatten, nach kurzem Prozeß vor einem Militärgericht, und später dann das brutistische Bild am Sonntag, wo auf dem Gang eines Bukarester Krankenhauses zwei verblutete Leichen liegen, ein Mann und ein Frau, Kopf bei Fuß, Fuß bei Kopf, beide einander zugetan dergestalt, daß ihre rechten Arme sich kreuzen in vollendeter Schwerelosigkeit, als wollten sie sich grüßen im Vorüberfliegen, zwei Kraniche, die ich auswendig kann, einander, nachdem die Schüsse verschallt sind, ganz verfallen.



ihrem modischen Ponyhaarschnitt. Es fühlt sich an wie das Nachladen einer Waffe. Verbissen wende ich mich ab, schaue stur geradeaus, behalte mein Ziel vor Augen. Mutters Lippen kräuseln sich, sie hat schon entsichert, mich längst im Visier. Als Droge meiner Wahl pumpe ich mir Adrenalin durch den Körper, das mich im Endspurt über das offene Kriegsfeld trägt. Doch es nützt alles nichts; Mutter zielt, feuert, trifft. Von hinten werde ich noch von ihrem Sprachgewehr erschossen, direkt zwischen den Schulterblättern trifft mich ihr Kommentar:

„Setz dich hin und iss!“

„Aber ich muss aufs -“

„Kannst du auch danach gehen. Ich werde sowieso nicht aufstehen, bis du was gegessen hast.“

Ergebenes Seufzen. Mit der Kugel im Rücken schleppe ich mich zurück auf das Schlachtfeld.

„Paula.“, das Wort läuft durch den Raum, verheddert sich in seinen eigenen Buchstaben. Die irren dann wie verlorene Schäfchen zwischen den jugendlichen Köpfen umher und suchen ihren Namensträger.

„Paula!“, Marie, Thomas, Angela, Valerie, Julian. Carina. Paula. Man könnte uns auch ganz einfach die Nummern zuordnen, die im Personalausweis stehen. Da hat schließlich schon jeder seine eigene.

„PAULA!“, jetzt schrecke ich endlich auf. Die Mathelehrerin durchbohrt mich mit ihrem Blick. Ich kann darin eine Erwartung lesen, deren Inhalt mir aber verborgen bleibt. Auch ein kurzes Studieren des Tafelanschriebs bringt mich nicht weiter. Ein Strick

liegt um meinen Hals, der zieht sich enger zusammen; denn mir bleibt nichts anderes übrig, als ganz unschuldig zu fragen: „Ja?“

Die Klasse bricht in Gelächter aus und Mathefrau bekommt diese roten Flecken auf den Wangen, die nichts Gutes verheißen. Betont ruhig sagt sie (und es soll klingen, als würde sie es nur sagen, aber in Wirklichkeit ist es ein Befehl): „Raus.“

Ein bedeutender Fingerzeig unterstreicht die Botschaft noch. Wie unsinnig. Pures Machtgehabe. Als wäre *Raus* nicht unmissverständlich.

Also gehe ich. Wortlos. Weil ich weiß, dass es sie befriedigt, wenn ich gedemütigt schweige. Jedes Wort, jede Geste, ja schon ein Blick hätte genügt, ihre Potenz versehentlich in Frage zu stellen. Das kann man einem dermaßen unsicheren Menschen nicht auch noch zumuten. Man zwänge ihn geradezu, seine Autorität nochmals gewaltsam unter Beweis zu stellen. Und auf Nachsitzen habe ich keine Lust, das ist das Schlimmste. Ich lasse hier schon genug Zeit meines Lebens liegen. Im Gang setze ich mich auf den Boden und ziehe das klitzekleine Notizheft aus meiner Hosentasche hervor. Ich schreibe: Ungefähr ein Glas Milch. Und in meinem Ohr piepst es einmal. Ich schreibe: Vier Esslöffel Fruchtmüsli mit Beeren. Da piepst es das zweite Mal. Und ich schreibe: Ein Apfel, Sorte – Granny Smith. Ein drittes Piepsen. Dann rechne ich Energiegehalte zusammen, die ich allesamt im Kopf habe und das Ergebnis ist zu groß. Zu groß für ein strafendes *Raus*, zu groß für den bewaffneten Konflikt am Morgen und zu groß für den unfreundlichen Mann im Bus, der lautstark über die lärmende Schülermenge hergezogen ist, um der Unzufriedenheit im eigenen Leben maskierten Ausdruck zu verleihen.

Also laufe ich aufs Klo, atme mir den Uringeruch tief in die Lungen und kotze das *Raus* fast schon von alleine wieder aus. Zusammen mit einem Brei aus Apfelstückchen, Rosinen und Vollkornflocken. Draußen klingelt es zur Pause. *Für fünf Minuten rausgeschickt*,

denke ich mit einem verächtlichen Schnauben. *Keine sehr effektive Strafe.*

Das denkt sich die Mathefrau wohl auch, denn sie gibt mir eine Strafarbeit. Ich frage, die Wut noch mühevoll unterdrückend: „Weswegen eigentlich?“, und sie antwortet: „Genau deshalb!“

Ich habe schon zu viele Kriege geführt und zu wenige gewonnen, deshalb gebe ich jetzt nach und verbleibe still. Sie fühlt sich bestätigt. Dieses Schweigen, das ist die eigentliche Strafe. Sie gibt mir nicht vor allem zusätzliche Arbeit, aber sie nimmt mir mein Widerwort.

Auf dem Pausenhof geselle ich mich zu ein paar Freundinnen. Sie empfangen mich in ihrem Kreis, wie selbstverständlich stehe ich zwischen ihnen und fühle mich trotzdem nicht rund genug. Doch die soziale Struktur verlangt meine Zugehörigkeit und wenn ich nicht im Schutze einer Clique unterkomme, wird mir das Leben hier nur noch schwerer gemacht. So wie Carina. Die isst ihr Pausenbrot mit Blick zur Endstation Boden hin. Meiner stattdessen kann sich wenigstens mit Julian treffen. Der lächelt, stellt sich zu mir und sein Arm legt sich um meine Schultern. Hier wird jetzt ein Exempel statuiert, ich bin das Beispiel seines Besitzes. Sein Arm zeigt das an und sein Finger bestätigt es, als er mir das Kinn hebt, um einen Kuss einzufordern. Seine Lippen schmecken salzig, die Zunge möchte mehr und der Strick um meinen Hals scheuert mir die Haut auf.

„Du bist schön“, flüstert er mir rau ins Ohr und mir steigt die Galle hoch. Die üppigen Ausmaße meines Körpers werden mir schlagartig wieder bewusst. Ich fühle die sich weitende Brust bei jedem Atemzug; spüre die ganze Breite meiner Hüfte, wenn ich an Julians Oberschenkel damit stoße. Ich bin eine gerundete Frau, einer Birne gleich geformt. Alles ist gewölbt, alles überbordend. Die Birne zwingt mich ins Klischee, an eine Frau sind Erwartungen geknüpft. So tusche ich mir die Wimpern, trage kurze Röcke und lange Haare. Denn den Blicken, den verurteilenden Blicken, halte ich nicht stand.

Ich ordne mich den Ansprüchen des hineingeborenen Klischees meines Geschlechtes folgsam unter, den Ausschluss aus der Herde ständig fürchtend.

„Sscht, Paula?“, schnurrt Julian mir in die Haare. „Hast du mich nicht gehört? Ich find dich wunderschön.“

Ich nicke gegen den Aufschrei in meinem Kopf an. Viel schöner, als er mich findet, findet er wohl die Tatsache, dass dieser schöne Frauenkörper gerade neben ihm steht. Er kann den Arm um ihn legen, flüstert ihm leise Komplimente ins Ohr, die er eigentlich sich selber zgedacht hat. Denn jedes lobende Wort an mich, hebt doch nur seinen eigenen Status. Ich bin ein Symbol. Und wäre seine Aussage tatsächlich nur eine Aussage gewesen, sein Gefühlsausdruck, so hätte er es nicht zu wiederholen brauchen, um zu signalisieren, dass er eine Antwort erwartet. Jetzt soll ich auch noch etwas auf sein Selbstlob erwidern müssen.

Valerie grinst mir zu. Als wir zurück zum Klassenzimmer gehen, stupst sie mich an und meint: „Julian ist echt'n klasse Fang. Ihr passt super zusammen.“ Ein klasse Fang. Als hätte ich einfach mit einer Angel so lange vor dem Teich gesessen, bis der größte Fisch endlich zubiss. Sie zwinkert mir zu. Ich möchte davon rennen.

Es ist das endlose Piepsen, welches mir Kopfschmerzen bereitet. Tagein, tagaus. Angela kommt mittags in der Cafeteria zu uns an den Tisch und ich bin froh, nicht mit Julian allein sein zu müssen. Jetzt klammere ich mich an meinen Kaffee, stochere in ein paar Blatt Salat herum und ernte diesen Blick dafür. Er kratzt an mir herunter, fährt mir mit Krallen übers Gesicht.

„Ist das alles?“, fragt Angela skeptisch und nickt hin zu meinem kargen Mittagessen. *Ist das alles?* lautet die Frage, die eigentlich keiner Rückäußerung bedarf. Sie sieht es doch, da steht ja nichts

mehr. Wieso fragt sie dann? Und wieso glaubt sie, meinen Appetit einschätzen zu dürfen? Der Strick, der da um meinen Hals liegt, zieht sich weiter zu. Kein Platz in der Speiseröhre für nur ein einziges Maiskorn mehr. Ich schiebe den Teller von mir weg.

Denn Angela hat in Wirklichkeit nicht gefragt, ob das alles ist; sondern sie hat mich dazu aufgefordert, mehr zu essen. Und ihr Blick mit den scharfen Krallen wartet nun drohend darauf, dass ich dieser Erwartung nachkomme. Aber ich sitze nur noch erstarrt da und fixiere sie wie ein zu Tode erschrecktes Reh. Das Raubtier in ihren Augen springt mich an, als sie ihr eigenes Tablett schließlich auf dem Tisch abstellt – vollbeladen mit Suppe, Hauptgericht und Dessert. Vom Fluchtreflex gepackt, fahre ich hoch.

„Muss mal aufs Klo“, und weg bin ich. Immerhin haben die beiden nicht ganz so viel Entscheidungsgewalt über mich, wie meine Mutter das hat, solange ich die Achtzehn nicht erreicht habe.

Das Klo ist Zufluchtsort. Hier hat keiner mehr etwas zu sagen, hier darf ich guten Gewissens die Türe abschließen und das darf man ja sonst nirgends. Ich ziehe das Heft hervor und auf meiner Liste landet ein Kaffee, schwarz. Einmal Piepsen. Notiz zur Kenntnis genommen. Mein Körper trägt nun auch noch Rechnung für einen Kaffee.

Ein paar Mal atme ich tief ein, ziehe jedes bisschen Harnsäure durch die Nase wie Koks; doch der Strick um meinen Hals ist bereits zu eng, um dem Ekel nachzugeben. Der Salat bleibt drin. Die zu enge Kehle immer im Bewusstsein, mache ich mich wieder auf den Weg zu den Anderen.

Erst nachmittags erlöst mich ein finales Klingeln vom Unterricht. Ich beeile mich loszukommen, denn in einer halben Stunde beginnt schon meine Schicht. Von vier bis acht. Ich habe nur so einen 400-

Euro-Job, um mir wenigstens ein bisschen Freiheit zu erkaufen, doch der Preis dafür ist hoch. Ich tausche Zeit gegen Freiheit. Das ist widersinnig, weil Zeit die eigentliche Freiheit ist. Ein banaler 400-Euro-Job, nur so ein bisschen neben der Schule, damit Mutter mich nicht völlig in der Hand hat. Aber wer hat sich schon einmal ausgerechnet, wie lange man bei 7,50 € die Stunde für das Geld arbeiten muss ...

So verbringe ich drei Nachmittage in der Woche hinter der Kasse und scanne Waren. Ein ums andere Mal ziehe ich Brot, Bananen und Schokolade darüber, in endloser Vielzahl. Die Bedürfnisse der Menschen sind niemals gedeckt, sie müssen essen, essen, jeden Tag, in stundenweisen Abständen brauchen sie Nahrung, immer und immer wieder. Und es piepst und piepst und piepst jedes Mal, wenn ich den Orangensaft und den Joghurt übers Fließband – über den Scanner – bis zum Kunden – vor die Nase – ziehe. Drüber, drüber, immer wieder drüber. Das Geräusch hängt mir immerwährend in den Ohren.

Und ich bin da, ich bin der Weg zum Mittel, das Mittel zum Zweck; ich bin das letzte Zahnrad auf dem Weg zur bitterlich ersehnten Bedürfnisbefriedigung.

In vier Stunden, da kassiere ich gut dreihundert Menschen ab. Da sage ich dreihundertmal *Hallo* und wieder *Tschüss* und *schönen Tag noch* und halte ihnen den Bon hin, den sie dann meistens trotzdem liegen lassen. Und tue ich es nicht, dann fühlen sie sich um ihr persönliches Stück Zettel betrogen. Entmenschlicht sitze ich da und werde dennoch dazu angehalten, mich menschlich zu verhalten. Nach einer Stunde schon, da gleicht meine Stimme einem Tonband, immer wieder drückt einer auf die Repeat-Taste, sobald sich die Kasse schließt. Noch mal, noch mal, ich bin eine Maschine, die aber nicht wie eine wirken darf.

Es hört nicht auf, es hört niemals auf, die Menschen brauchen Essen, jeden Tag, jede Stunde. Aber wieso ich hier sitzen muss, das

weiß keiner. Meine Augen, meine Hände, warum müssen die unbedingt kontrollieren, dass jeder für seine Bedürfnisse auch die Rechnung trägt?

*Alles ist so teuer geworden, das höre ich zehnmals am Tag. Als hätte ich die Preise gemacht. Aber es muss raus, der Ärger der Menschen muss raus aus ihnen. Er trifft die nächste Person, die einfach da ist. Das bin ich. Und ich darf mich nicht wehren, ich bin dazu angehalten, freundlich zu sein. Ich muss ihn schlucken, den Ärger. Ich schlucke jedes böse Wort, solange, bis es im tausendfachen Echo durch meinen Magen hallt: *Nein, so geht das nicht weiter – du bist zu teuer! Du bist einfach zu teuer geworden. Sofortiger Produktionsstopp! In dieses Bankrott-Unternehmen stecken wir keine Ressourcen mehr hinein!**

Um acht Uhr schnappt die Kasse ein letztes Mal zu.

„Sehr gut, keine Differenz“, lobt mich mein Chef Thomas nach der Abrechnung. Mit dem Augenblick der Kassenübergabe an den Tresorbeauftragten soll ich mein Robotertum ebenfalls wieder ablegen. Jetzt soll ich wieder das glückliche, junge Mädchen sein, die sechzehnjährige Paula, der alle Möglichkeiten im Leben noch offen stehen. Aber wer glaubt seine Seele einfach wegschließen zu können und nach einiger Zeit gegen eine volle Geldkassette unbeschadet zurückzuerhalten, der irrt.

Ich laufe zum Bus, mein zeterndes Seelchen an der Hand. Es brüllt mich an wie eine Katze, vorwurfsvoll klagend, weil ich die Terrassentüre versehentlich geschlossen hatte und sie draußen im Regen saß.

Als ich daheim ankomme, ist Mutter nicht zuhause. Erleichtert gehe ich nur schnell duschen und lege mich ins Bett. Ein letztes Mal heute hole ich das Notizheft hervor und ziehe Bilanz. Ich wiege Erwartungen miteinander auf, leere und gefüllte Worte, Zeit, Freiheit und Maschinerie.

Dann streife ich das schwere Kleid der Ansprüche von meinem zarten Leib. Übrig bleibt ein hilfloses Gerippe, mit Haut überspannt. Meine Seele fleht leise um Hilfe, denn je mehr Substanz ich abbaue, desto schutzloser wird sie. Aber in ein aussichtsloses Unternehmen steckt man keine Ressourcen. Wenn ich nur Objekt bleibe, Besitztum und Roboter, dann bleibt da keine Hoffnung mehr für meinen bettelnden Lebenswillen.

Er sehnt sich vergebens nach dieser bedingungslosen Lebendigkeit, denn die Schlinge um meinen Hals zieht sich mit jedem Tag – jeder Erwartung, jedem inhaltslosen *Hallo* und wieder *Tschüss*, jedem *Raus* und jedem nur prahlenden Kuss – ein bisschen enger zusammen.

Die Haustüre öffnet und schließt sich. Die Eltern bemerken das Dunkel in meinem Zimmer und kommen nicht herein. Doch den Vater höre ich noch zur Mutter sagen: „Glaubst du, sie hat was gegessen, Marie? Die hat bestimmt wieder nichts zu Abend gegessen, bestimmt nicht. So kann das doch nicht weitergehen! Die isst ja nichts mehr.“

Und das ist alles, das sie sehen.

